YSE

IE
GER
ND
IE
NEN



W I L L E M S L U Y S E

DIE JÜNGER
UND
DIE DIRNEN

DÜRER-VERLAG · BUENOS AIRES

Aan
Joke v. B., mijn moeder,
die me hartstocht

en aan

Rene L., mijn vriend,
die me weten schonk.

Santa Rosa de la Pampa, W. Sl.
4. 4. 1954

I.

Es ist ein weiter Weg von Binh Xuhung nach Saigon, und Urlaub gibt es nur einmal in sechs Wochen. Saigon ist lustig, krank, verpestet, aber es hat viele schöne Schaufenster und noch mehr Bars. Und in den Bars gibt es bequeme Sessel und noch viel bequemere Frauen, dort kann man sich mit Händen und Opium tolle Träume kaufen ...
Träume von Oslo, wo es auch Schaufenster gibt, aber weniger Bars und noch weniger bequeme Frauen. Aber Oslo ist weit weg, noch weiter weg als Saigon, und nach Oslo werde ich wohl nie mehr kommen. Das soll mir auch egal sein, Hauptsache ist, ich komme nach Saigon und fort von diesem fürchterlichen Dreck, fort von diesem scheußlichen Krieg hier im Dschungel.

Wie ich dies alles hasse, diese feuchte Luft, diese Millionen und Abermillionen Insekten, die einem zu jeder Stunde des Tages und der Nacht auf den Leib rücken, diese Armeen von Insekten, gegen die wir machtlos sind. Das hier ist kein Krieg, da war mir selbst die Mius-Stellung im russischen Winter 1941/42 lieber. Dies ist nichts als ein dumpfes Morden und Gemordetwerden. Dazu wurden wir auch ausgebildet in Tunis,

und es sind nicht nur Gerüchte, daß unsere Gefechtsvorschriften von denen der sowjetischen Politruks inspiriert und abgeschrieben seien. Damals, bei unserem Haufen haben wir nicht gelernt, wie man einem die Kehle zudrückt oder mit zwei Fingern die Augen aussticht oder von hinten heranschleichend, ihn lautlos mit dem Messer aus dem Leben schafft. Als ich es das erste Mal tat, war es mir fast zuwider, so ungefähr, als ob ich mein anständiges Soldatentum wegwürfe, wie ein Mädchen seine Jungfräulichkeit ... haha ... aber man gewöhnt sich an alles. Nur nicht an die Insekten, an die Feuchtigkeit und daran, daß Saigon so weit ist.

Ich bin 28 Jahre alt, bis jetzt drei Jahre bei der Fremdenlegion, noch zwei Jahre und dann kann ich abhauen. Wohin? Bestimmt nicht nach Norwegen. Wohin soll ich dann? Ich glaube, ich werde doch bei diesem Verein bleiben, was soll ich auch anderes tun; denn wie unser Bataillonskommandeur sagt, werden wir doch überall in der Welt nur mit dem Arsch angeguckt. Und das nehme ich ums Verrecken nicht hin. Hassen können sie uns, fürchten sollen sie uns, aber verachten dürfen sie uns nicht, dazu fehlt ihnen jede Voraussetzung, jede Höhe, von der sie auf uns herabsehen könnten.

* * *

„Beklagter Ibel, ich hoffe, Sie werden aus dem Geschehenen eine Lehre ziehen und in der Einsamkeit Ihrer Haft sich vorbereiten auf Ihre Rückkehr in die geordnete Gesellschaft unseres Landes. Nachdem Sie Ihre Schuld abgebüßt haben, wird die Gesellschaft Ihres Landes bereit sein, an Ihren guten Vorsatz zu

glauben und Sie wieder aufzunehmen." Das hatte er gesagt mit einer salbungsvollen Stimme, dieser Hampelmann von einem Richter, der die sechzig Jahre seines Lebens verzittert hat und dessen wässerige Augen bestimmt nie etwas anderes gesehen haben als die Buchstaben seiner dumpfen Gesetze und die Ziffern der Haushaltsrechnung seiner Frau. Ich habe ihm dann gesagt — und wie hab' ich es ihm gesagt — daß ich nicht wüßte, was Buße sei, daß ich den Begriff nicht kenne, daß ich nur wüßte: ein Mann könne etwas Richtiges oder etwas Falsches tun. Tut er etwas Falsches, so muß er die Rechnung dafür begleichen, tut er etwas Richtiges ..., na ja, dann streichen andere den Verdienst ein. Mein Rechtsanwalt lachte nervös, als ich das sagte und versuchte mich wieder auf meinen Stuhl hinunterzuziehen, damit ich sitze und den Mund halte. Ich konnte diesen Glatzkopf mit seiner lächerlich dicken Hornbrille ohnehin nicht ausstehen und fing darum noch heftiger an. Mensch, da habe ich denen vielleicht eins ausgewischt. Ich brüllte, sie seien zu satt um zu begreifen, warum wir uns zu einer Tat getrieben fühlten und jahrein, jahraus im erbarmungslosen Rußland herumwühlten, in einem Krieg, über den gerade diejenigen heute lästerten, deren sattes Denken wir damals im Osten mit unseren Leibern schützten.

Der Staatsanwalt unterbrach mich, um zu bemerken, daß es jetzt doch wohl einwandfrei feststehe, wie recht er damit gehabt hätte, die Höchststrafe zu beantragen, denn es wäre deutlich, daß ich nicht nur nichts von meiner Schuld bereute, sondern sogar noch stolz darauf wäre, die Uniform des Feindes getragen und die Waffen gegen einen Staat geführt zu haben, der Alliierter Norwegens war. Natürlich sei ich stolz darauf, hatte ich ge-

schrien, und die Zukunft würde beweisen, daß ich Recht gehabt hätte. Doch dann sagte ich: Nein, die Geschichte wird es nicht beweisen können, solange aus ihr eine ältliche und kurzsichtige Dame gemacht wird, hinter deren Gewand man sich immer verkriecht, wenn ein Urteil abgegeben werden muß, ein zwingendes, ein unerbittliches Urteil. Diese Göttin, aus der man seit Jahr und Tag versucht, die billigste aller Straßendirnen zu machen! In Moskau denken sie nicht so satt, da haben sie weniger Zeit und werden von einem Tatendrang getrieben, der nur aus ihrem fanatischen Glauben entstehen kann. Und gegen diesen Glauben sind die Glaubenslosen machtlos, dieser Fanatismus wird jede Sattheit schwarz brennen, wie Speck im Feuer. Moskau ist das Feuer — wer ist der Speck? Moskaus Feuer wird auflodern an unseren Grenzen oben im hohen Norden und hier mitten in Oslo. Und dann wird das Gericht wissen, daß ich Recht gehabt habe, und daß sein Formalismus in der Beurteilung meiner Taten den Notwendigkeiten unserer Zeit nicht mehr entspricht.

Ich könnte noch stundenlang von dieser Gerichtssitzung erzählen, denn ich sehe noch alles vor mir. Aber Gleiches haben so viele mitgemacht, denn es gab noch niemals in der Geschichte so viele Gefangene, so viele Richter und Verurteilte wie nach der Befreiung am Ende dieses Krieges. So haben die im Westen sich mit Erfolg bemüht, ihrer Freundin, der Sowjet-Union, gleichzukommen. Mir war es auch egal, ob ich durch meine Reden mein Urteil noch erschweren würde, denn ich wollte sowieso den höchsten Preis bekommen, und warum auch nicht? Ich hatte ohnehin keine Menschen mehr, die mich an Norwegen banden. Meine Frau war ich los, und unser Kind hatte ich nie gesehen. Meine Frau war

schön, aber ebenso dumm. Man sagte ihr, es sei ihrer unwürdig, als Sproß eines bekannten Osloer Geschlechtes mit mir verbunden zu bleiben, wo doch nun Deutschland den Krieg verloren hätte und ich zum Landesverräter geworden wäre und gewiß mit vielen Jahren Zuchthaus bestraft würde. Man hatte es sehr bequem für sie eingerichtet, sie brauchte noch nicht einmal zu prozessieren, denn man hatte ein Gesetz gemacht, nach dem alle Frauen, die mit „politischen Delinquenten" verheiratet waren, sich automatisch scheiden lassen konnten. Sie setzte ihre Unterschrift drunter, und mir wurde ganz beiläufig vom Gefängniswärter gesagt, ich wäre geschieden. Das Kind habe ich nie gesehen, habe noch nicht einmal erfahren, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Das ärgert mich, das mit dem Kind. Weil ich diesen Ärger nicht wahrhaben will, rede ich mir selber ein, daß es zweifelhaft sei, ob ich überhaupt dieses Kind gemacht habe. Wenn sie sich so bequem hat scheiden lassen ... aber eigentlich war sie, glaube ich, sogar zum Betrügen zu dumm. Das Kind wird schon von mir sein, und ich habe es noch nie gesehen. Weiß noch nicht mal, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist. Das ärgert mich, das mit dem Kind.

Was konnte mich eigentlich noch an Norwegen binden, wo mich doch Norwegen ausgestoßen hat, ausgespuckt, wie eine faule Kirsche. Die Berge, die Täler, der Blick auf einen Fjord herab oder der rauhe Händedruck eines alten Fischers? Sentimentalitäten! Die Wirklichkeit ist, daß Norwegen mich nicht mehr will, und ich hoffe noch so weit zu kommen, daß ich Norwegen nicht mehr will. Aber Indochina will ich auch nicht ... Ob ich zurückkehre in die Ukraine? Es war schön dort und die Ukrainer sind ein herrliches Volk. Ob es wohl schwierig sein würde, dorthin zu kommen? Vielleicht zahlt mir irgend

ein russisches Konsulat sogar die Passage, wenn ich erkläre, daß ich an Rußland glaube. Nein, nein, ich soll natürlich erklären, daß ich an Stalin glaube. Warum sollte ich nicht? Mein anderer Glaube ist ja doch so stark, daß selbst Millionen von Insekten ihn nicht haben aufsaugen können, weder die Insekten aus dem Westen mit Brillen, dicken Büchern, Kruzifixen und salbungsvollen Reden, noch die Insekten hier in Indochina. Dieser Glaube nützt mir natürlich nichts, und ich kann noch nicht mal die Freude erleben, jemand anderem von meinem Glauben zu erzählen, ihn mit meinem Glauben zu entflammen, ihn mit meinem Glauben zu erfüllen. Und das ist doch das Wichtigste für den Gläubigen: Apostel zu sein, Verbreiter, Seelenjäger. Es wäre viel einfacher für mich, wenn ich diesen Glauben nicht hätte, viel problemloser, viel weniger anstrengend. Ich könnte mich dann bequem hinabgleiten lassen, dorthin, wo die anderen mich haben möchten: in den Dreck. Ich sehe an vielen anderen, wie bequem es ist da unten im Dreck, wie unkompliziert. Ich kann den Weg in den Dreck noch immer nicht finden, irgendwo fehlt mir etwas, oder ist mein Glaube zu stark.

Ich weiß noch, wie wir das erste Mal in Saigon ausgingen und zu den Weibern kamen. Da habe ich gezittert wie Espenlaub, weil ich mich plötzlich entsann, wie damals in Südfrankreich zwei Männer der Waffen-SS erschossen wurden, weil sie mit schwarzen Huren geschlafen hatten. Die anderen sahen mich zittern und lachten und einer rief mir zu: „Hast Du vielleicht noch immer Angst vor Rassenschande, Du Tölpel?“ Er kann das aber nur gerufen haben, weil er selber daran dachte. Wenn das so tief sitzt, ist doch wohl anzunehmen, daß wir unseren Glauben nicht auf einem Kasernenhof auf-

gelesen haben und wirklich dieser Glaube die Sprache des tiefsten Bewußtseins, der Befehl des eigenen Blutes ist, wie es die dickbäuchigen Parteiredner und angehenden braunen Hauspfarrer genannt haben würden. Ich habe das gelbe Mädchen aber doch nicht stehen lassen. Nein, so groß ist der Glaube nun auch wieder nicht, oder vielleicht besser gesagt, der Hunger in Saigon ist eben stärker als der Glaube. Vielleicht geht es mit den anderen Teilen meines Glaubens genau so, wenn der Hunger erst groß genug wird. Wenn es einmal so weit ist, dann sitze ich tatsächlich im Dreck und bin dort angelangt, wo die anderen mich schon immer haben wollten.

Dieser Krieg ist das billigste, was ich je gesehen habe. In unserer Armeezeitung steht, daß wir die wichtigste Front der „freien Welt" seien und Amerika sich Sorgen über uns machte und uns so stärken möchte, daß wir die Front hier halten könnten. Jetzt verüben wir im Namen der Freiheit Schweinereien am laufenden Band, Verbrechen, die stickig sind wie die Luft im Urwald vor dem Gewitter. Ich denke nicht daran, mich näher über diese Verbrechen auszulassen, denn erstens habe ich sie selber begangen und zweitens sollten diejenigen, die so neugierig danach sind, doch selber hierher kommen und sich persönlich den Laden ansehen. Ich kann nur sagen, daß es übel ist, und ich hoffe, nie Gefangener zu werden bei denen da drüben.

Neulich haben die von gegenüber uns aufgefordert überzulaufen. Sie wußten ganz genau Bescheid, die Brüder. Es war ein Deutscher, er sprach über einen Lautsprecher und der Leutnant gab uns telefonisch den Befehl, Handgranaten nach der Stelle zu werfen, wo wir den Lautsprecher vermuteten. Wir haben auch Handgranaten ge-

worfen, denn wir haben ja bei den Deutschen gelernt, daß man ausführt, was der Leutnant befiehlt. Und weil ich ja bei den Deutschen Oberleutnant war, fühle ich mich sozusagen mit Offizieren doch noch irgendwie verbunden. Wir warfen aber die Handgranaten nach der anderen Richtung, denn es war viel zu interessant, was der rote Deutsche uns zu erzählen hatte. Er nannte sehr viele von uns bei Namen, auch mich, und es klang in der dunkeln Nacht irgendwie gut als er rief: „Axel Ibel, ehemaliger SS-Obersturmführer im Regiment Nordland der Division Wiking der Waffen-SS, wir rufen Dich, lauf zu uns über, denn Du führst einen Krieg, der nicht Dein Krieg ist, sondern der Krieg Deiner Feinde. Du sollst für sie nicht sterben, komm zu uns, Du wirst hier Sicherheit haben und Schutz und viele Kameraden wiedersehen. Es ruft Dich Dein alter Freund Egon Bartmann." Ich hatte in großer Spannung und vielleicht sogar atemlos zugehört. Es ist doch sehr eindrucksvoll, wie ausgezeichnet die Roten informiert sind, denn es ist gar nicht so leicht in der Fremdenlegion auszumachen, wer wer ist. Als der Sprecher aber behauptete, Egon Bartmann zu sein, da mußte ich doch lachen, denn Egon würde nie so stocknüchtern sprechen und sich ohne eine halbe Flasche Genever nie hinter ein Mikrophon wagen. Außerdem hatte ich doch selber Egon 1948 im Osloer KZ gesehen. Und um nach der Sowjet-Union zu reisen und sich in deren Dienste zu stellen, war Egon ein viel zu fanatischer Nazi. Durch diesen Schönheitsfehler mit Bartmann verlor der Aufruf ein großes Stück Gesicht, aber ich denke doch noch oft darüber nach, warum ich eigentlich dieser Einladung nicht Folge leistete. Es wäre doch die einfachste Methode, um in die Ukraine zu kommen. Schade, daß man den roten Burschen nie trauen kann, sogar noch weniger als den Franzosen. Ob vielleicht doch weniger

das Mißtrauen und mehr, sagen wir mal, die Glaubenshygiene mich zurückhält? Ich weiß es nicht, es braucht mich auch nicht zu interessieren. Hauptsache: diesen Mist mit einigermaßen heilen Knochen überstehen. Wie lange es noch dauern wird, weiß keiner. Bevor wir hierher abfuhren, sagte man uns „höchstens sechs Monate", und jetzt sitzen wir schon zweieinhalb Jahre hier. Das Ende ist nicht abzusehen, wir haben nicht die richtigen Waffen. Wenn Amerika uns helfen würde, müßten wir doch die anderen im Nu überrennen können. Geländeschwierigkeiten hin, Geländeschwierigkeiten her, die Alliierten haben es gegen Japan in Birma, und weiß ich wo noch, doch auch fertig gekriegt. Nein, nein, da steckt etwas anderes dahinter und vielleicht hat die jetzige Art der Kriegsmethode hier für die Führung noch den Vorteil, daß dabei viel Naziblut fließt. Denn bis jetzt sind verdammt viele in dieser grünen Hölle zum Teufel gegangen. In meinem Bataillon allein waren wir hundertdreiundzwanzig aus dem alten SS-Haufen, und jetzt sind es nur noch elf. Inzwischen sind neue angekommen und unter denen wieder viele aus unserem Verein. Ich habe neulich sogar einen Rechtsanwalt wiedererkannt, der im Feldgericht der Division „Das Reich" saß. Der arme Kerl, hat der eine Ahnung, was ihm hier noch bevorsteht!

Heute Nacht ist es seltsam ruhig. Ich glaube, die anderen brauen wieder ihr Gift gegen uns. Das Üble in diesem Krieg ist, daß man nie weiß wo der Feind steckt und wo er einem den Garaus machen wird. Gerade als wir uns hatten beruhigen lassen, daß ihm doch nur sehr wenig Artillerie und überhaupt keine modernen Waffen zur Verfügung stünden, holte er zu einem großen Schlage aus mit Unterstützung von jeder Menge Artillerie, die prima eingesetzt und geführt wurde. Und spielte ein

Furioso auf Stalinorgeln, daß uns die Spucke wegblieb und wir in einem Tage fast vierzig Prozent Ausfall hatten. Am Abend hatten wir einen Geländestreifen besetzt und sauber ausgekämmt und bevor der Morgen graute mußten wir wieder abhauen, weil sie plötzlich da waren, vor, hinter, neben und über uns, aus dem Boden gewachsen, in dem Grün der Bäume ...

Und wofür das alles? Man kann sagen für 22.321.— frs., die keinen Dreck wert sind. Man kann auch sagen, um nicht Gefangener in einem norwegischen KZ zu sein und jeden Tag eine Predigt über sich ergehen lassen zu müssen, als ob jeder Tag ein Sonntag wäre. Man kann auch sagen, daß es Lust am Abenteuer war, denn es war ja auch nur diese Lust am Abenteuer, die uns zur Ostfront trieb, nicht wahr, Herr Staatsanwalt? Ich kann es euch aber auch noch anders sagen:

Jawohl, ich sitze in Indochina und es geht mir dreckig und mein Leben ist kaum lebenswert und ich fühle mich wie ein übler Landsknecht und ich spüre auf der Haut meines Körpers die tausend Stiche tausender Insekten und ich bin jeden Tag und jede Nacht mit süßlichem Geruch verendeter Körper umgeben und ich weiß, daß ich ein Wrack bin, das sich vor Nerven schüttelt, weil der Tod mir jeden Augenblick aus jeder Ecke heraus die Tatze ins Gesicht schlagen kann und ich weiß, daß dies alles aussichtslos ist und ich weiß, daß dies alles nicht mein Krieg ist und ich weiß, daß meine Widerstandskraft langsam aber sicher hops geht und ich weiß, daß meine Seele eine Hornhaut bekommen hat und ich weiß, daß der Dreck auf mich wartet, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute.

Ich weiß das alles und noch viel mehr. Vieles, was ich euch noch nie gesagt habe, einiges, was ich euch nie sagen werde und einiges, was ich euch jetzt sagen muß: denn ich kann nicht mehr ohne ein bißchen Labung für meinen Durst. Durst im ersten Augenblick des monatlichen Schnappsrausches, Durst im letzten Augenblick vor dem Sturmangriff, Durst, wenn ich wache, Durst wenn ich schlafe. Ich bin ganz ausgetrocknet und könnte Tränen trinken. Meine Tränen werdet ihr nie zu sehen bekommen, die gehen euch nichts an, denn ihr habt nichts dafür getan, mir wenigstens die Möglichkeit des Weinens zu lassen. Euer dummer Haß ist wie ein sengender Atem um mich gegangen, in mich eingedrungen, hat mich gedörrt wie einen Stockfisch. Euer Selbstbehagen, eure Kurzsichtigkeit und eure seelenlose Feigheit haben mich getötet, gerade dann getötet, als ich mich dem Zugriff eurer feuchten wabbligen Hände entzog.

Jawohl, ihr habt gesiegt, ihr habt mich kaputt gemacht, ihr habt euer „Auge um Auge“ und euer „Zahn um Zahn“ bekommen. Aber was in mir war, warum ich handelte, und was mir die bleibende Kraftquelle war für all meine Taten bis zu meinem Tode, war doch stärker als der Tod. Es ist am Leben geblieben in dem toten Mann, der ich jetzt bin, und ich habe als Lebendiger mit dem Toten, der ich bin, zwar nicht den Glauben als Lebenselement gemein, aber habe doch das Bewußtsein dieses Glaubens durch natürliches Erbe erworben. Dieses Erbe konnte nicht in euren raffinierten Gesetzbüchern vorgesehen sein. Dieses Bewußtsein, dieser Glaube in dem toten Mann, der ich bin, reicht gerade aus, um mich vor dem Dreck zu bewahren, um mich n o c h vor dem Dreck zu bewahren. Dieses Erbe ist nicht viel, aber mehr als

eure Kinder je werden haben können ... und die Kinder, die aus den lahmen Lenden eurer Kinder entstehen werden.

Ihr Bürger von Oslo, kommt zu mir und seid in dieser Stunde einmal meine Tischgenossen, hier oben auf diesem Wachturm, in dem von euch exotisch genannten Indochina. Brecht das Brot mit mir und trinkt den Wein mit mir. Laßt mich euer Gastgeber sein und hört mich schweigend an. Ihr müßt wissen, daß das Reglement des Gastmahles dieses Abends ausschließlich in meinen Händen liegt, und es ist ein grober Verstoß gegen die Etikette, wenn ihr mich, und sei es auch nur mit einer fragenden Augenbraue, ein einziges Mal unterbrecht. Dieser grobe Verstoß wird mit einem Fußtritt bestraft, daß ihr hinunter taumelt zu denjenigen, die da unten am Fuß meines Turmes mit ihren stinkenden, modernden Leibern das Loblied eurer besseren Welt plastisch darstellen. Die da unten sind das einzige Fresko im Tempel, den ihr in den langen Jahren seit Anfang September neunzehnhundertneununddreißig der Menschheit als neuen Sitz einer noch nie dagewesenen Herrlichkeit und Freiheit anpreist. Ich muß leider auf diesen Punkt etwas näher eingehen, denn es ist nicht meine Gewohnheit, meinen Freunden oder auch meinen Feinden falsche Illusionen vorzugaukeln. Und im Zuge dieser meiner rauhen Offenherzigkeit eröffne ich euch: Solltet ihr einmal dort unten liegen, wird es euch nichts nützen, zu mir heraufzuschreien und mir zu schwören, daß ihr euer Unrecht erkennt und mein Recht einseht. Denn ihr habt die letzte Faser menschlichen Gefühls in mir versengt. Unterbrecht mich deshalb nicht, verzieht keine Miene in euren ledernen Gesichtern und brecht mit mir still das Brot und trinkt mit mir still den Wein. Es ist unser letztes Abendmahl, ein Abend-

mahl ohne Judas, denn Judas wird etwas länger als damals aufgehalten im Sanhedrin.

Um euch lauert jetzt die Nacht, die ihr im ersten Augenblick noch exotisch nennen werdet, aber die euch sehr bald das Grauen lehren wird. Wie das Brot und den Wein, so teilt ihr auch die lauernde Nacht mit mir. Kommt ... kommt ... streckt jetzt brav eure Arme und Hände aus und brecht ein Stück ab vom Brot, das ich in meiner Hand halte und reicht eure Gläser an diesen Krug. Seht ihr, wie der Wein funkelt und wie sein Rot tiefer geworden ist in diesem fremden Lande, unter diesem fremden Himmel, in dieser fremden Nacht?

Ihr dürft jetzt nicht mehr an Norwegen denken ...
nicht mehr an Oslo ...
nicht mehr an Aktien ...
nicht mehr an Fjorde ...
nicht mehr an die Börse ...
nicht mehr an den Verkauf von Kunstbutter ...
nicht mehr an die Briefe des Paulus an die Gemeinde von Korinth, viertes Kapitel, fünfter bis siebenter Vers ...
nicht mehr an die nächstfällige Alimentenzahlung für euer uneheliches Kind.

Ihr dürft jetzt nur noch an mich denken, an jenes Mich, das ihr gemordet habt, das ein toter Mann ist und dennoch eine kleine Lebensflamme wachhält und nährt aus jenem Glauben, den ihr gerade habt töten wollen und dessentwegen ihr törichterweise annahmt, mich umbringen zu müssen.

Jetzt werde ich mit euch abrechnen. Wir warten seit Jahren auf diese Abrechnung, eigentlich seit Generationen. Denn, daß es soweit kommen konnte, ist eure Schuld und

die eurer Ahnen. Wir, die Zukunft, können nichts dafür, ihr aber seid die Ursache gewesen des Geschehenen, auch des vor Jahrzehnten und sogar Jahrhunderten Geschehenen. Ihr seid die tödlichen Mikroben, die sich in den Körper der menschlichen Gesellschaft, ins Herzstück der abendländischen Ordnung hineingewühlt und nichts als Tod und Vernichtung bewirkt haben. Ich weiß: ihr versteht mich nicht und wollt mich nicht verstehen. Aber jetzt, wo euer Ausweichen bedeuten würde, hinunter zu den Modernden, kann ich euch endlich einmal vor das ausweglose Dilemma stellen: mich anzuhören oder zu verrecken. Auf diese Stunde haben wir gewartet und ich habe Toten gegenüber eine Verpflichtung, diesen Augenblick bis in seine letzte Möglichkeit auszunützen, ihn auszuquetschen wie eine überreife Frucht.

Wir, die Jugend, sind gegen euch und eure verkalkte Welt aufgestanden, weil der Wille zum Leben uns in eine Aufsässigkeit trieb, in der für euch kein Platz mehr war. Wir haben die Signale gehört, die uns zur letzten Verteidigung, nicht eurer, sondern unserer Welt aufriefen. Wir haben uns gesammelt um eine Fahne, die euch ins Auge stach und wir haben sie, wissend was wir taten, heruntergeholt vom Mast, fort aus der strahlenden Sonne, um sie in unsere Welt mitzunehmen, dorthin, wo Pulverdampf, Schlamm und Blut ihre jungen Farben wegätzen mußten, wo aber auch der Kampf ausgetragen wurde. Ihr habt uns nicht gestört, als wir uns sammelten um die Fahne, ihr seid nur etwas blaß geworden um eure Nasen, als wir sie einholten und schweigend, begleitet nur vom Lied des Windes, vorstürmten mit ihr. Euch ließen wir stehen. Einmal, vielleicht auch zwei oder fünfmal, haben wir den Kopf noch nach euch umgedreht und euch damit aufgefordert, mit uns zu stürmen, denn unser Sturm

galt ja auch der Verteidigung eurer Lebensgrundlage. Ihr wart zu schwerfällig und zu kurzatmig um unserem Sturmschritt zu folgen, und bliebt stehen, habt mit der euch eigenen falschen Vorsicht Wahrscheinlichkeitsberechnungen aufgestellt, die so morsch waren wie eure Knochen und naturgemäß zu unserem Nachteil ausfielen. Eure krämerische Klugheit riet euch, zu warten, und mit dem Warten unterschriebt ihr euer Todesurteil. Als wir schon lange nichts mehr mit euch zu tun haben wollten, hat unser Fahnenträger euch dennoch ungezählte Male aufgefordert, dort euren Platz zu beziehen, wo ihr mit der geringsten Anstrengung doch noch den größten Erfolg erreichen konntet. Ihr habt ihm keinen Glauben geschenkt, weil ihr dachtet klüger zu sein und die Zeit mit dem bloßen Gewicht eurer Bäuche und eurer Panzerschränke aufhalten zu können. Als unser Fahnenträger erkannte, daß ihr nicht hören wolltet — ein jeder von uns hätte ihm sagen können, daß sein Werben vergebens sei — versuchte er, euch zu eurem Glück, oder schärfer gesagt zu eurer einzigen Möglichkeit des Fortbestehens zu zwingen. Das war sein größter Irrtum und daran hat er nobelste Kräfte verschwendet, die einem besseren Ziel hätten gelten sollen. Unser Fahnenträger war für euch Bourgois die letzte gepanzerte Faust, und weil wir an ihn glaubten, haben wir uns diesem Ziel, eure letzte Brustwehr zu sein, untergeordnet. Gegen unseren Willen und gegen das Wissen unserer Herzen und unserer Köpfe. Wir haben von Anfang an gemeint, er sollte euch vernichten, umstoßen, morsch wie ihr wart. Das wäre keine Anstrengung gewesen, und wir hätten uns von einem fürchterlichen Ballast befreit. Damals waren wir Jünger, Rufer in der Wüste eurer trostlosen Zukunft, aber da ihr nicht habt hören wollen, können wir uns nur noch freuen beim Zuschauen, wie ihr

eure eigene Welt genau so in die unausbleibliche Vernichtung führt, wie uns. Ich weiß, ihr strengt euch an mit allen Mitteln, die ihr habt, den Moment der Abrechnung aufzuschieben. Ihr tut jetzt aus Angst zehnmal mehr als das Äußerste, was unser Fahnenträger je von euch gefordert hätte.

Doch es nützt euch nichts! Wir, Paladine unseres Fahnenträgers und Knechte seines Willens, haben euch vielleicht dazu verleitet zu glauben, daß man auch mit den Reitern der Apokalypse irgendwie zurechtkommen könne. Denn wir, Paladine und Knechte, waren eben auch Kinder unserer Zeit, eurer Zeit. Wir waren aber die letzten, mit denen man verhandeln konnte, die letzten, die mit sich reden ließen. Jetzt gibt es nur noch brennende, versengende, tötende Glut. Wischt euch den Angstschweiß von den Stirnen und nehmt mit mir noch einen Schluck Wein.

Ihr kennt Oslo genauer als ich und habt eure Kenntnisse rubriziert und klassifiziert in euren Notizbüchern. Ich kenne keine einzige Adresse mehr in Oslo und es fällt mir jetzt schwer, den Weg vom Rathaus zur Kneipe „Der Goldene Anker“ zu finden. Aber ich trage Oslo nicht in Notizbüchern mit mir herum, ich trage Oslo dort, wo ihr Fettpolster an euren Herzen habt. Und eben weil ich dieses Oslo so liebe, mache ich mir die anstrengende Mühe, heute nacht euer Gastgeber zu sein. Noch einmal möchte ich Oslo vor euren leblosen Augen auferstehen lassen, denn morgen werdet ihr es schon nicht mehr wiederfinden. Seht ihr die Sonne über der Stadt und im Hafen das Wogen kleiner schlanker Boote? Kommt, faltet doch mal die Specklagen in eurem Nacken und schaut hinauf zu dieser Sonne, die nirgendwo so selten und so schön strahlt wie über mei-

nem Oslo. Hört ihr die Mädchen lachen und die Kinder singen in unserem Oslo, ahnungslos, daß ihr sie billigst dem Tod und der Vernichtung preisgeben werdet? Ja, putzt nur eure Ohren, damit ihr hört, wie die Kinder singen und die Mädchen lachen und reißt eure Nasen weit auf, damit ihr das Meerwasser riecht, das würziger duftet als euer Benzindunst und euer fremdländisches Parfüm. Ihr werdet unruhig, eure Unruhe ist sogar berechtigt, denn es geht um eure Haut. Und wenn ihr gut lauscht, werdet ihr das bereits aus dem Ton des Kindergesanges gehört und aus dem Duft des Meeres gerochen haben. Eure rosige Haut, die ihr so wohl versorgtet, und die sich jetzt so prall um eure fetten Leiber spannt, wird das Trommelfell sein, auf dem die Neuzeit, die Zeit der Nacht und der Vernichtung, ihren Wirbel schlägt.

Vielleicht glaubt ihr das nicht und hofft wider besseres Wissen, wider bestes Ahnen ... kommt ... riecht doch mal an euren Achselhöhlen, wie da der Tod schon stinkt.

Euer Anblick erfüllt mich mit einem Widerwillen, dessen ihr nicht würdig seid, und ich werde euch nicht mehr ansehen, damit ich besser auf die Stimmen hören kann, die in mir sprechen und auf jene Werte der jüngsten Vergangenheit, die mich zum Sprechen berechtigen. Ihr habt uns ausgestoßen, ihr habt uns geschlagen und verstümmelt, ihr habt euren Sadismus auf uns gehetzt und habt dann, in der späten Erkenntnis, euch selber zu martern, den Griff eurer Hände gelockert und uns halbverblutet liegen lassen. Nachher habt ihr versucht, mit euren neckischen Mätzchen uns wieder Leben einzublasen. Aber weil wir glaubten, daß ihr uns nur mästen wolltet für den nächsten Opfergang, haben wir kein neues Leben in uns aufkeimen lassen.

Jawohl, wir waren Jünger, wir lebten unseren Glauben. Und dieser Glaube hat uns erfüllt, uns Todesmut und ehernes Wollen gegeben. In eurer Kurzsichtigkeit habt ihr nur an Politik gedacht und gemeint, unser Reich würde euch das Atmen und die Verdauung stören. Ihr erkanntet wohl, daß wir die entscheidenden Werte des Abendlandes vertraten und uns verglühten im Feuer des reinen Glaubens. Aber ihr schütteltet voll kränklicher Skepsis die Köpfe, als wir euch von unserem Reich sprachen, als wir von den tausend Jahren sangen, die wir mit ihm ausfüllen wollten. Ihr glaubtet es nicht und dachtet, wir würden euch die Sache rein kommerziell vorschlagen, ihr spekuliertet, man könnte die Geschichte mit einem großzügigen Trinkgeld abfinden und auf Kommissionsbasis mit ihr oder sogar für sie arbeiten.

Aber wie immer seit dem Sturm auf die Bastille, so irrtet ihr auch hier. Die Geschichte gleicht nicht mehr der Gestalt, die Praxiteles einst für sie in Stein erträumt hat. Sie ist keine holde Lieblichkeit mehr und ihre Gestalt ähnelt eher der einer Virago, eines Mannweibes, die mehr Sinnlichkeit hat als Herz und deren weiche Formen erstarrt sind unter der eiskalten Folgerichtigkeit eines Weltumsturzes. Darum müßt ihr begreifen, daß man mit dieser hybridischen Erscheinung kein Arrangement treffen kann, sondern daß sie ihren Willen diktiert und der erbärmlichen Langsamkeit weit vorgreift, mit der ihr versucht, die Weltgestalt von morgen zu modellieren.

Euer Kommissionsgeschäft mit der Geschichte ist mißlungen, und ihr wißt es. Es hat keinen Sinn zu versuchen, euch euer eigenes Wissen zu beweisen, denn es bebt, manchmal kaum spürbar, in fast jeder Meldung eurer

gutorganisierten Presse, die nur versucht, euer graues Kalb, die Masse, zu beruhigen mit Ziffern, Statistiken und Appellen an die „gesunde Vernunft“. Vielleicht fallen auch heutzutage noch manche auf euch herein, denn ihr versteht es noch immer, so zerschmetternd und überwältigend zu rechnen. Ihr beweist, daß ihr soviel hunderttausend Tonnen Stahl mehr produziert als die anderen, und daß eure elektrischen Zentralen eben zigfach mehr Pferdekräfte in ihren schillernden Hüllen beherbergen. Ihr sagt, und nach aller Wahrscheinlichkeit mit Recht, daß euer Erdöl in viel dickeren Strömen aus der Erde quillt und ihr vierzehndreiviertelmal mehr produziert als die anderen. Und weil ihr wißt, daß dies alles nicht genügt, fügt ihr dann sittsam hinzu, daß ihr das Erdöl und die Pferdekräfte, den Stahl und eure Devisen nur benützt, um der Menschheit Freiheit und Würde zu sichern. Eure Ziffern sind aller Wahrscheinlichkeit nach harte Wirklichkeit und euer Gefasel über den gottlosen Materialismus ist deshalb umso dümmer. Ihr habt eure Stachanow-Methoden dekoriert, drapiert, und glaubt, kein Mensch könne durch euren Lappenzauber hindurchgucken und entdecken, daß euer Materialismus nur raffinierter, aber viel wesentlicher ist als der der anderen. Denn bei euch habe ich noch nie gesehen, wie aus einer dunklen Ecke eine alte Ikone hervorgezaubert wurde und eine plötzliche Stille ins dunkle Zimmer fiel und Leute sich auf ihre Kniee warfen und stammelten und stotterten und seufzten, als sie zu ihrem Gott beteten. Bei euch habe ich nur die Variante darauf gehört, als ihr mit stummer Bewunderung das neueste Cadillacmodell begafftet oder euch heiser redetet über die vorzüglichen Eigenschaften des neuesten General Electric Eisschrankes. Und darum ist mir euer Materialismus noch widerlicher als der der anderen. Denn ihr habt es

fertiggebracht, sogar eure Seelen und eure Gefühle zu rationalisieren und auf die Gesetze der Massenproduktion abzustimmen. Und hoch in den Wolken thront euer lieber Gott, der zufrieden auf euch herablächelt und sich bemüht, die verchromten Vorzüge des Amerikanismus im Himmel einzuführen.

Ja, ja, ich weiß schon, ich halte euch nur einen Vortrag des Negativismus. Ihr habt Recht, denn was ich sage und viel mehr noch, was ich verschweige — weil die von euch geschaffenen Worte zu fade sind um auszudrükken, was ich sagen will — ist negativ, destruktiv, nützt euch nichts und nützt mir nichts. Aber ich will es los sein, versteht ihr, ich will meine Galle herausspucken, euch ins Gesicht, daß sie die Sattheit aus euren Fratzen wegfresse. Es ist mir egal, ob ihr meine Worte nur auffaßt als die Frucht eines machtlosen Hasses, einer asthmatischen Verachtung. Ihr habt mich dahin gebracht, weil ich nicht stark genug war, um über euch, eure armseligen Paragraphen und eure blutlosen, neidischen Angriffe gegen uns hinauszuwachsen. Mein Fahnenträger und viele jener Kameraden, die mich in seiner Gefolgschaft begleiteten, würden sich von mir abkehren, wenn sie mein Reden hörten. Sie würden mir vorwerfen, ich hätte unsere Revolution lahmgelegt mit meinem rationalen Sarkasmus und unser reines Wollen beschmutzt mit einem Negativismus, dessen verkörperte Verneinung unsere Gedankenwelt doch war und ist. Sie haben Recht. Ich bin abgestumpft, verloren, verdorben: Meine linke Hand taugt nichts mehr, und ich werde sie abhauen; meine rechte Hand fault, und ich werde sie abhauen; in meinen Kopf wühlen sich die Maden eines destruktiven Willens hinein, er stinkt schon, und ich werde ihn abhauen. Denn sie ärgern mich, die linke Hand, die

rechte Hand, der Kopf. Ihr seid schuld daran, ihr Bürger von Calais, ich meine, ihr Bürger von Oslo; denn eure Welt ist so stark in mich eingedrungen, daß ich nie in unbeschwerter Freiheit dem Neuen gegenüberstand. So stark wart ihr in mir vertreten, daß ich nie die Totalität unserer Revolution zu bejahen wagte und immer wieder nach Kompromißlösungen mit eurer Welt suchte. Weil doch eure lächerliche Schädelform und die unverdiente Reinheit eures Profils mich in den wahnsinnigen Glauben versetzte, ihr müßtet doch irgendwie in einigen wesentlichen Exemplaren erhalten bleiben, mit eingeschaltet werden in das Neue, was im Entstehen war. Ihr wart so mächtig, habt mit euren Schulen und euren Büchern, mit meinem durch euch verdorbenen Vater und mit meinem von euch gemästeten Pastor soviel Luftblasen in dem Guß meines Charakters hinterlassen, daß ich zwar Obersturmführer der Waffen SS wurde, aber nur Schütze Arsch blieb in der geistigen Revolution, die mein Truppenteil verkörpern sollte.

Darum auch muß ich so zu euch sprechen, wie ich es eben getan habe. Darum auch versuche ich nicht, — im Gegensatz zu vielen Kameraden, die ich jetzt vor mir sehe, — euch neue Hoffnung zu geben und euch zu beweisen, daß unsere Revolution Ewigkeitswert hat. Darum sage ich euch: unsere Revolution ist mit der Niederlage zu Grabe gegangen für immer und ewig. Ich habe nicht die Kraft, gegen euch anzukämpfen, gegen eure Bäuche und Speckfalten, gegen eure einbetonierten und rückversicherten Werte. Ich bin müde, uferlos müde. Ich habe gerade noch genügend Kraft, um Haß gegen euch aufzubringen, und wenn meine Kraft zum Hasse nicht mehr ausreicht, so wird es Verachtung sein. Darum bin ich im tiefsten Sinne euer Kind, euer Geschöpf.

Der Anfang meines bewußten Wollens lag in einer anderen Welt, in der Welt, für deren Erkämpfung ich sogar meine blöden Knochen feilgehalten habe. Aber das Ende meines Seins liegt eben doch in eurer Welt, weil ich nie stark genug war, mich vollkommen von euch zu befreien. Darum bin ich auch in dieser meiner letzten Stunde negativ und destruktiv ...

Halt! ... Ich habe euch nicht erlaubt mitleidig oder sogar verständnisvoll zu lächeln. Irrt euch nicht, ich befinde mich in guter, euch immerhin hundertmal überlegener Gesellschaft mit meinem negativen Destruktivismus, mit meiner bürgerlichen Hoffnungslosigkeit. Ich befinde mich dabei in der Gesellschaft von einigen jener Männer, die in Nürnberg oder Landsberg, in Haag oder in Paris denselben Gedanken mit anderen Worten Ausdruck gaben in der feierlichen Minute, die dem tödlichen Knoten oder dem tödlichen Schuß voranging. Ich befinde mich dabei sogar in der Gesellschaft jenes Benito Mussolini, der euch anfänglich doch so sympathisch war und dessen Irrtümern ihr nur gefolgt seid in der rosigen Hoffnung auf seine spätere „Einkehr". Öffnet doch mal das Büchlein, das er schrieb, als sein Sohn gefallen war. Sogar darin wurde eure Stimme so laut, daß ein bürgerliches Denkmal mit Rokoschnörkeln entstand. Es ist eine immerhin erlesene Gesellschaft, in der ich mich mit meinem Negativismus befinde, und ihr habt deshalb keinerlei Recht zum Lächeln, denn ihr seid noch nicht einmal würdig, deren Zehen zu lecken. ...

Kommt, wir wollen jetzt mal anstoßen mit unseren Weinbechern auf die von euch ererbte wortreiche Feigheit, die zu Tage tritt in mir, in Benito und in einigen

von den Männern von Nürnberg, Landsberg, Haag und Kopenhagen. Oder sagte ich Paris? Laßt uns anstoßen auf das größte Schlachtfest eurer Feigheit, das anheben wird, wenn die von euch an euren Brüsten genährte Schlangenbrut aus dem Osten über euch hereinbricht und die Kalmücken mit euren Köpfen Kegel spielen werden.

Laßt uns anstoßen auf den Sieg, den ihr in mir erfochten habt ...

* * *

Nach diesem Trunke schwiegen wir lange, sehr lange: ich weiß nicht, ob es Sekunden waren oder gar Minuten. Ihr machtet Anstalten, aufzubrechen, es schien euch ungemütlich zu werden hier oben auf meinem Wachtturm in Indochina, achtzig Kilometer nordöstlich von Saigon. Oh, ich verstehe euch, wie ihr mit fremden, geängstigten Augen in die exotische Nacht stiert. Sie ist auch euch schon zuwider, diese Nacht, die so lange meine stumme Gefährtin ist. Ihr möchtet am liebsten gleich zurückkehren zu euren ersprießlichen Geschäften, zu euren vorzüglich gefederten Ehebetten und der Bequemlichkeit eurer hoffnungsvollen Berechnungen. Ich verstehe das so gut, weil trotz allem etwas in mir auch dahin zurück möchte. Denn es ist schön, eine gutgefüllte Bibliothek sein eigen zu nennen und in aller Herren Länder den Werken seines Lieblingsmalers nachzujagen. Ihr müßt nicht meinen, weil ihr Zeuge meiner ärmlichen Ungastlichkeit auf diesem Wachtturm geworden seid, ich wüßte nicht ein behagliches Frühstück zu schätzen, mit gutem Kaffee, weichgekochten Eiern und dem hellen Morgenlicht auf einer weißen Tischdecke. Ich könnte euch stundenlang schwärmen von dem wohligen Gefühl, in einer lauen Sommernacht den Duft

frischer Bettlaken zu genießen und beim Umdrehen zu spüren, wie dreieinhalb Quadratmeter Federmatratze willig jeder Regung des Körpers folgen. Schließt aus der Dürftigkeit meiner heutigen Kleidung nicht, daß ich nicht zu empfinden wüßte, wie Worchestertuch sich in der Handhöhle schmiegen kann wie eine weibliche Liebkosung. Und ich bin noch gerade krank genug, um eine Orchidee, eure Blume par excellence, bewundern zu können. Wenn ihr gut zugehört habt, konntet ihr feststellen, daß ich zu euch nur über Oslo gesprochen habe und nicht über das stolze Blut, das die markanten Gesichter der Gebirgsbauern im kargen Norden unseres Landes prägt, auch nicht über die wundervollen Bodenformen bei Narvik. Meine Liebe galt weniger dem wertvollen Blut und dem verpflichtenden Boden, meine Liebe galt eben Oslo und seinem Asphalt und seinen Mietskasernen. Für die anderen Dinge hatte ich nur ein Touristenauge und wenn ich es vermeiden konnte, bin ich niemals mehr als acht Kilometer zu Fuß gegangen. Deshalb stehen meine Beine in eurer Welt, wenn auch der Kopf darüber ragt: ich möchte mit euch zurückgehen zu allem, was auf unsere Rückkehr wartet. Aber ich kann nicht. Ich bin ein Ausgestoßener, ein Mißlungener, und der russische Winter hat in drei schweren Jahren meine Kniee zu steif gemacht, um noch jenen Fall tun zu können, auf den ihr nur wartet, um mich wieder in eure Mitte aufzunehmen. Zwar als Sünder, aber doch als einen von euch. Ich kann nicht zurückkehren, denn ihr habt mir den Weg versperrt. Gewiß, hättet ihr mir zum Beispiel mein Kind oder mein Weib gelassen, Gott weiß — euer Gott weiß — ich hätte den Weg leichter zurückgefunden und wäre als angehender Inspektor einer Versicherungsgesellschaft von euch freundlichst empfangen worden. In eurem vorzeitigen Siegesrausch habt ihr, die ihr doch so klug und

vorausschauend seid, die Möglichkeit des moralischen Katers vergessen. Darum kann ich nicht zurück.

Ich bin in eurem Geiste groß geworden, freiwillig habe ich mich zeitweilig von eurem Geiste entfernt, ich will aber jetzt am Ende meines Seins mit euch vereint werden. Wir werden diesem Sein jetzt ein Ende setzen. Bleibt regungslos sitzen und verzieht keine Miene, damit unser gemeinsames Ende doch noch eine Spur von Größe habe. Nein, laßt auch die Adern an euren Schläfen nicht anschwellen. Nehmt diese Minuten und deren Sekunden so ruhig hin wie diejenigen, die euch morgen früh hier im Gelände zerstückelt und verstreut finden werden. Vielleicht nehmen die Behörden an, ihr wart als Kapitalisten getarnte Partisanen einer kommunistischen Freiwilligenbrigade aus dem Westen und an der indochinesischen Front eingesetzt ... hihi! Das wäre doch ein Witz. Wenn ihr aber in der selbstzufriedenen Sattheit eures Gesichtsausdrucks beharrt, wird man nie auf diesen Gedanken kommen.

Wir werden nun dem Gastmahl, unserer lugubren Agape, ein Ende setzen. Ich habe euch nichts mehr zu sagen, was ich über meine Lippen bringen könnte. Ich habe diese meine Tischrede nicht vorbereitet, sondern aus dem Stegreif gesprochen, deshalb sind mir manche Verstöße gegen die Rhetorik und den vorgeschriebenen Aufbau einer Rede nachzuweisen. Ich habe euch nicht zu Wort kommen lassen, bewußt, weil ihr uns auch nie habt aussprechen lassen. Ich habe gesprochen aus Angst vor dem Dreck, aus Sehnsucht nach dem Tod, aus Mitleid mit euch und eurer untergehenden Welt. Ich habe einige Probleme angerührt und habe das getan, weil ich die Lösung für diese Problematik sozusagen bei der Hand habe.

Hier ist die Lösung: eine Eierhandgranate, eine deutsche Stielhandgranate und eine amerikanische Imitation davon. Um diesen drei, nur äußerlich verschiedenartigen Elementen eine Gleichartigkeit zu verleihen, nehme ich ein Kilo englischer Partisanenplastik hinzu. Wir werden aus diesen vier Elementen eine Synthese machen und bleiben damit unserem tieferen Wesen treu. Ich fordere euch nun auf, zum ersten Mal in eurem Leben so eine Eierhandgranate einen Augenblick in eurer Handfläche ruhen zu lassen. Ihr werdet spüren, wie vornehm kühl dieses Phänomen in eurer Hand ruht, und es gehört zur Vollkommenheit eines jeden Menschen unseres Jahrhunderts, einmal eine Handgranate berührt zu haben. Die deutsche Stielhandgranate werdet ihr ja wohl schon kennen, vom Sehen wenigstens. Sie hat etwas unsagbar Mittelalterliches an sich und gehört ihrer Gestalt nach eigentlich gar nicht in ein modernes Arsenal. Sie hat so etwas von Atlethik, Athen und Stadtmauern an sich. Weil die Soldaten mit den Knobelbechern nun mal verschwunden sind und niemals wiederkehren werden — die Knobelbecher waren doch die Verkörperung alles Verhaßten — hat mit ihnen auch das natürlichste Transportmittel für diese Stielhandgranate aufgehört zu bestehen. Die unzivilisierten roten Fanatiker glauben zwar noch an ihre Nützlichkeit, aber die zivilisierten Nordamerikaner haben eingesehen, daß die Nachahmung sich nicht lohnt, weil die Knobelbecher fehlen und auch die Hosen nichts mehr vom landsknechthaften Schnitt der deutschen Soldatenhosen haben. Darum ist diese Stielhandgranate dazu berechtigt, nicht nur symbolisch und als Feuerwerk unseren Abschied aus dieser Welt mitzufeiern. Es wird deshalb diese Stielhandgranate sein, die die anderen Granaten und sogar die Plastik dazu anre-

gen wird, ihre virtuelle Funktion der Vernichtung zu verwirklichen ... hihi!

Erlaubt mir, euch meine Bewunderung auszusprechen für die Starrheit, in der der Tod, oder die Angst davor, eure Glieder gefangen hält. Es ist meine letzte Freude zu sehen, wie gelassen ihr diese Stunde, diesen Augenblick, hinnehmt. Meine Vorbereitungen sind jetzt abgeschlossen und die vernichtende Synthese wartet auf die vorletzte Bewegung meiner Hände. Ich sage die vorletzte, denn die letzte wird eine melodramatische sein, über die ihr lachen würdet, wenn ihr nicht schon den kalten Hauch des Todes spürtet. Ganz klanglos wird euer Abschied aus dem Leben nicht sein, denn morgen wird das Regimentskommuniqué, vielleicht gar das Divisionskommuniqué und, wenn es ein Detail der innerpolitischen Situation will, sogar die Pariser Presse berichten, daß der Posten X. Z. 19 nordöstlich von Saigon von roten Partisanen überfallen wurde und sich bis zur Selbstaufopferung heldenhaft wehrte ...

Denkt jetzt noch einmal ganz fest an Oslo, aber so, wie ich von euch verlange, daß ihr Oslo seht und empfindet. Ich drehe jetzt das kleine Deckelchen von der Stielhandgranate ab, ziehe am Faden, das sind noch viereinhalb Sekunden... Ich denke jetzt an mein Kind, das seinen Vater nie kennen wird ... Ihr denkt ans Schicksal oder an den Himmel. Ich tue nun meine letzte lächerliche Geste und hebe meinen rechten Arm zum Gruß auf die Art uralter Rottenführer, und nun meine lie ....

II.

Dr. Dr. Thomas Bauer hat soeben den Beichtstuhl verlassen, doch auch im feierlichen Halbdunkel des Stephansdomes findet er die erwartete Erleichterung nicht. Automatisch sucht er seinen Weg zwischen den Bänken und läßt sich wahllos irgendwo nieder. Es ist ihm nicht einmal bewußt, wie weit entfernt er von seinem Lieblingsplatz sitzt, von dem er sonst immer das Spiel des Lichtes am Morgen, am Nachmittag oder am Abend beobachtet hat. Hier war ihm auch die Erleuchtung gekommen, daß die Kirchenbauer einst das Licht berücksichtigten und mit Hilfe ihrer beseelten Werkverbundenheit den prächtigen Leib des Domes sogar mit dem flüchtigen, stets ausweichenden Abendlicht zu füllen vermochten.

Aber Dr. Dr. Thomas Bauer hat heute andere Sorgen und es ärgert ihn, daß sein sonst so zuverlässiger Beichtvater ihn und seine Probleme in diesem Augenblick vielleicht schon vergessen hat, weil sein Herz und sein Ohr von einem kleinen Jungen in Anspruch genommen werden, der Dr. Dr. Thomas Bauer auf der genialen Kniebank göttlicher Barmherzigkeit folgte. Das Problem des Doktors ist auch nicht einfach und hängt wahrscheinlich innig mit seiner ausgesprochenen Intelligenz als

ruhmreichstem Schüler der letzten zwanzig Jahre an den Universitäten Wien und Graz zusammen. Zweimal doktorierte er glänzend und sowohl die These, mit der er seinen Titel als Doktor der Medizin erwarb, als das Werk, das ihn mit einem Schlag zum zweiten Mal zum Doktor und gleichzeitig zu einer unbestrittenen Autorität auf dem Gebiet der experimentellen Psychologie machte, ließen den fünfunddreißigjährigen schon die Last der Berühmtheit tragen. Doch spürt er jetzt nichts davon, nur die Erbärmlichkeit der menschlichen Vernunft steht ihm klar vor Augen. Er versucht die Hände zu falten, aber das vom Beichtvater empfohlene Gebet will nicht über seine Lippen, findet kein Echo in seinem Herzen. Er gibt es auf und legt die Hände an seine Schläfen, hält die Ohren zu, als wollte er sie verschließen vor der Stille des Domes, in der nur ab und zu ein langnachhallendes Husten und schlürfende Schritte daran erinnern, daß die Kirche für Menschen gebaut wurde.

Es wäre lächerlich zu behaupten, daß im Leben des Doktors jetzt eine Krise entstanden sei und ein Wendepunkt sich abzuzeichnen begänne. Letztlich handelt es sich doch nur um einen Patienten aus seiner Psychiatrischen Klinik. Wie interessant der Fall an sich auch sein mag, es ist schon ungewöhnlich genug, daß er eine Beratung durch den Beichtvater veranlaßte. Dazu noch eine Beratung, die ihn verpflichtete, seinem Beichtvater den Fall seines Patienten zusammenfassend zu erklären, damit das Problem deutlich gemacht werden könne. Da hatte es den Doktor schon erheblich gestört, feststellen zu müssen, wie schwer ihm, dem sonst so wendigen Problematiker, die Zusammenfassung und Erklärung dieses Falles geworden war. Er war unruhig geworden, und es überfiel ihn ein Gefühl, als ob er erst jetzt, vor

die Notwendigkeit gestellt, seinem Beichtvater den Fall zu erklären, dessen ganze Tragweite erahnte, und es schwindelte ihn beim ersten Blick in die wirkliche Tiefe dieser Problematik. Er mußte sich sogar unterbrechen und fing an, den Fall anders darzustellen, und nachdem er mit viel Mühe eine einigermaßen zusammenhängende Erklärung abgegeben hatte, erwartete er voller Hoffnung das erlösende Wort des Beichtvaters. Der aber hatte lange nachgedacht und von dem Unvermögen der menschlichen Vernunft, die Ratschlüsse des Allmächtigen zu ergründen, gesprochen.

Als der Doktor auf einen konkreteren Rat drang, antwortete der Beichtvater mit gütiger Stimme, daß sein von den Menschen mit Ruhm überladenes Beichtkind sich hüten solle, die schrecklichste aller Sünden zu begehen: die Sünde wider den heiligen Geist. Der Doktor blieb aber etwas ungeduldig, denn alles was sein Beichtvater ihm erzählte, wußte er ja selber auch, und da lag das Problem gar nicht.

Das Problem liegt ja überhaupt nicht in ihm, sondern gerade in seinem Patienten. Nur muß er eine Entscheidung treffen, in den Fall seines Patienten sozusagen chirurgisch eingreifen, und deshalb bittet er seinen Beichtvater um Beistand. Der Beichtvater war keineswegs so ein illustrer Geist wie sein Beichtkind; jedoch hatten ihm sein Herz, das Leben und dieser Stuhl, auf dem die menschliche Verworfenheit gleich wie die menschliche Größe zu Wort kommen können, eine Reife gegeben und eine gütige Wärme, wie sie auf keiner Universität zu erlernen sind. Und das ist wohl der tiefere Grund für die Verehrung, mit der sein berühmtes Beichtkind ihm sonst immer begegnet. Darum sagte der Beicht-

vater zum Schluß etwas sehr Weises, indem er gar nichts sagte und dem Doktor nur anempfahl, er solle Gott und vor allem den Heiligen Geist bitten, seinem kümmerlichen Verstand zu helfen und ihm beizustehen, eine Entscheidung zu treffen, die mit seiner menschlichen wie mit seiner beruflichen Verpflichtung in Übereinstimmung zu bringen sei. Dies wäre möglich, denn jeder Mensch bekomme doch die Gnade des besonderen Beistandes, sobald er sie benötige und Gott sei unendlich gut, unendlich weise und unendlich erbarmungsvoll. Dann bekam der Doktor die Segnung und daraufhin die Holzscheibe vorgeschoben. Solange er seinen Beichtvater kannte — und das waren jetzt fast neun Jahre — war der Doktor zum erstenmal unzufrieden von dem Kniebänkchen aufgestanden. Unzufrieden mit sich selbst, mit seinem Beichtvater, sogar etwas unzufrieden mit seinem Gott.

Noch kein Psychiater, nicht einmal ein hochbegabter Fachmann wie Dr. Dr. Thomas Bauer hat es je fertiggebracht, auch nur annähernd Gesetze für die Schnelligkeit, mit der sich das menschliche Denken entwickelt, aufzustellen oder gar zu erfassen, mit welcher Geschwindigkeit und auf Grund welcher Normen der menschliche Geist von einem Bilde zum anderen sich wendet. In dem geheimnisvollen Halbdunkel des Domes schoß wie ein Blitz das in so vielen Monaten Erlebte an des Doktors Augen vorbei, der „Fall“ und dessen Problematik standen scharf und klar, zum mindesten in ihrem äußerlichen Ablauf, vor seinem Auge. Wie lange diese grausige Vorführung dauerte, weiß niemand, vielleicht nur der, zu dessen Ehre das sakrale Halbdunkel in den Kathedralen herrscht.

* * *

Die psychiatrische Klinik des Dr. Dr. Thomas Bauer befindet sich unweit Wiens, und es ist in dieser Gegend, als ob die Natur schon die gutbürgerliche Behaglichkeit Wiens andeuten und seine Gemütlichkeit etwas vorlaut verkünden wolle. Die Hügel sind kaum Hügel zu nennen und mit komfortablen Wohnhäusern übersät, und in der Ferne hört man das romantische Läuten vieler Glocken, die abends um sechs die Stunde des Ave Maria verkünden. Die psychiatrische Klinik ist nach modernstem System erbaut und erweckt den Eindruck einer uniformierten und oberflächlichen Heiterkeit. Die Farben sind hell gehalten, der Garten ist gepflegt und es gibt nichts, das nicht eine Analyse nach therapeutischen Gesichtspunkten überstehen könnte.

In dieser heiteren, geräumigen und fast sonnigen Klinik wurde ein erbärmliches Häuflein Elend abgeliefert, dessen Namen nur auf einem an einem Stück Hals befestigten Zettelchen gefunden werden konnte: SD-Standartenführer Erwin Holz. Letztgenannter hatte die vielartigen Kombinationen der traditionellen Geschliffenheit des englischen Intelligence Service, verbunden mit der Handfestigkeit des amerikanischen Third Degree, über sich ergehen lassen müssen. Die Folge davon war ein Geisteszustand, der dem nach jedem Verhör behandelnden Arzt die deutlichsten Symptome einer um sich greifenden Dementia zeigte. Im eindeutigen Siegerbewußtsein der meistens zufällig die genannten Organisationen integrierenden Schlächteramateure war so gar kein Platz für irgendwelche polizeilichen Verdunkelungsmaßnahmen, denn das lächerliche kleine Präfix „SD“ erlaubte eine Behandlung, der keine Normen gesetzt waren. Es sei denn, die aus ebenso hohen wie zweckmäßigen Menschlichkeitsgründen notwendige ärztliche Untersuchung nach jedem Verhör.

Als Dr. Dr. Thomas Bauer zum erstenmal dieses Häuflein sah, meinte er, daß weit eher die Hilfe eines Chirurgen und Orthopäden notwendig wäre um aus dieser ziemlich formlosen Masse wieder eine menschliche Gestalt zu machen. Es wurde ihm jedoch aus der das Häuflein begleitenden sogenannten Krankheitsgeschichte klar, daß den geschundenen und schon nicht mehr so wesentlichen Körperteilen weniger Bedeutung beizumessen war, als der höchst interessant erscheinenden psychiatrischen Beleuchtung des Falles Holz. Erst nach drei Tagen fiel es dem Doktor auf, daß der Standartenführer zum SD gehörte, das heißt, zu jener Organisation, die sogar dem schon ziemlich abgehärteten Doktor das Gruseln beibringen konnte. Denn bei aller wissenschaftlichen Bildung unterlag auch der Doktor den ehernen Gesetzen eines anderen Fachgebietes, das sich schon seit Jahr und Tag darum bemühte, einem Volk die Idee der totalen eigenen Verworfenheit und Bestialität beizubringen, eben auf Grund der Tätigkeit solcher Organisationen wie des SD, der Gestapo und anderer polizeilicher Institutionen.

Dieses Spezialgebiet wird in der deutschen Sprache mit einem charakteristischen feierlichen Wort angedeutet: „Volksaufklärung“. „Aufklärung“ ist nicht nur einer der nobelsten historischen Begriffe, sondern hat einen eigentümlichen Wert, der durchaus als ethisch zu bezeichnen ist. Über den Begriff „Volk“ ist es im Augenblick gefährlich, sich näher auszulassen. Was nun in deutscher Sprache Volksaufklärung heißt, wird im Zeichen der Zeit und seiner Machtverhältnisse viel kürzer, brutaler und zweckmäßiger angedeutet mit dem amerikanischen Wort: „Publicity“. Publicity ist sozusagen das Sammelwort, in dem Volksaufklärung einen bescheidenen Platz finden kann, wie etwa auch die Verkaufstechnik für Camel oder Coca Cola.

Die Heroen der Publicity arbeiten auf ihrem Gebiet mit einem enormen Erfolg, weil sie nur einigen wenigen ziemlich primitiven Gesetzen gehorchen, die man sowohl bei Lenin, Goebbels, wie bei dem Chefverkäufer der Sunlight Company in ihren Instruktionen wiederfinden kann. Aber auch ein gegen die Auswüchse des menschlichen Geistes wie der menschlichen Empfindlichkeit abgehärteter Wissenschaftler wie Dr. Dr. Thomas Bauer wurde von diesen Spezialisten hereingelegt. Eine sorgfältige Auslese von allem, was auf dem Gebiete der großdeutschen Verworfenheit gedruckt erschien, hatte neben der Betörung, die von allem Gedruckten ausgeht, sogar auf einen ziemlich von sich selbst überzeugten Mann wie Erwin Holz, SD-Standartenführer a. D. eine so tiefgehende Wirkung, daß er sich ab und zu mit einem leichten Schaudern fragte, ob er nicht wirklich ein maßloses Schwein wäre. Dieses Schaudern, in Verbindung mit den Folgen eines ausgeklügelten Systems der Leibes- und Geistesmassage, veranlaßte einen Durchschnittsarzt — wie es nun mal ein gewöhnlicher Arzt ist, der seine Patienten nur nach Vernehmungen zu behandeln hat —, ohne weiteres zu der Folgerung, daß bestimmte Symptome beim SD-Standartenführer Holz nur auf eine fortgeschrittene Dementia zurückzuführen waren.

So aber erklärte sich das mehr als gewöhnliche Interesse des Dr. Dr. Thomas Bauer für die physische Wiederherstellung des SD-Standartenführers Erwin Holz: Schon bei seiner ersten psychiatrischen Beobachtung hatte Dr. Dr. Bauer festgestellt, daß der Patient in einem mehr als unruhigen Schlaf dauernd schrie: „Nein ..., nein ..., nicht schlagen, ich sage es schon, nimm die Streichhölzer weg!“ Und derartiges mehr. Als daraufhin der Doktor sich die Hände seines neuen Patienten routinemäßig etwas näher anguckte, entdeckte er das Fehlen

zweier Finger. Von den übrigen acht Fingern waren bei fünfen überhaupt keine und bei dreien nur Reste von Nägeln vorhanden. Es entsprach den Allgemeinkenntnissen des Doktors, daß er die fehlenden Fingernägel ohne Zaudern mit den Streichhölzern aus dem unruhigen Schlaf des Patienten in Verbindung brachte, und es entsprach dem religiös-humanitären Gefühl des Doktors, von diesem Augenblick an etwas wie Interesse für den Patienten zu empfinden. Als er im nächsten Augenblick durch den sauberen, ebenfalls in hellen Farben gehaltenen Korridor ging, dachte er an die Parabel vom barmherzigen Samariter und fühlte sich wohl dabei.

Nach ungefähr drei Wochen geeigneter Behandlung hörten für längere Zeit die Angstträume und Streichholzkomplexe des Patienten Holz auf, auch heilten die auffallendsten Wunden seines Körpers. Kaum hatten diese Wunden sich mit der kindlich rosaroten Haut des neuen Lebens überzogen, da hielt der Doktor schon den Augenblick für gekommen, mit der eigentlichen, rein psychiatrischen Behandlung einzusetzen. In der ersten Phase verlief sie vollkommen routinemäßig. Er stellte dabei die Herkunft und das soziale Milieu des Patienten fest und jene vielen Einzelheiten, die sogar einem begabten Psychiater unentbehrlich sind, um sich ein allgemeines Bild machen zu können. Er hörte dabei, daß Holz der Sohn eines im Weltkrieg gefallenen Berufsoffiziers und schon in früher Jugend von einer zeitgenössischen Unruhe in die Reihen des politischen Extremismus getrieben worden war. Gekoppelt mit dem brennenden Bedürfnis, den „noblen“ Beruf seines Vaters wiederaufnehmen zu können, weil er darin die Vollendung eines wahrhaft politischen Soldatentums sah, hatten vermutlich Langemarck wie Ernst Jünger ihn zu dieser Auffas-

sung getrieben. Es gelang dem Doktor sehr schnell, das Vertrauen seines Patienten zu gewinnen, wobei allerdings zu bedenken ist, daß Vertrauengewinnen sozusagen das tägliche Brot eines Psychiaters darstellt. Anfänglich fiel dem Doktor die in der modernen Wissenschaft so notwendige Kategorisierung des Patienten nicht schwer. Holz gehörte offensichtlich zu jener Kategorie der Empfindlichen, die aus reiner Empfindlichkeit die grausamsten Handlungen begehen können, ohne darum selbst auch nur im geringsten gegen etwaige Grausamkeit gewappnet zu sein. Zu dieser Kategorie gehören diejenigen, denen es nicht schwer fällt, mit der einen Hand eine Blume oder einen Vogel zu streicheln und mit der anderen Hand die Peitsche zu schwingen und sich beim Anblick eines im Todeskampf verkrampften Körpers dem Genuß einer Zigarette hinzugeben. Nachdem nach Verlauf von weiteren vier Wochen der Zustand des Patienten Holz soweit gebessert war, daß man ein Loblied auf die Anpassungsfähigkeit und Widerstandskraft des menschlichen Gehäuses singen mußte, und nur reichlich gestreute Narben einmal Dagewesenes ergiebig illustrierten, entschloß sich der Doktor, den Fall doch etwas näher und abweichend von den üblichen Gepflogenheiten zu studieren.

Das Abweichen von den üblichen Methoden brachte für Dr. Dr. Thomas Bauer einen Zeitverlust von fast zwei Jahren mit sich, und wie einst der verlorene Sohn kehrte er dann zum behaglichen Wirtshaus der Routine zurück. Vierzehn weitere Tage genügten, ihn davon zu überzeugen, daß weder die Routine noch die Abweichung, die ja immer als Ausgangspunkt die Routine haben mußte, ihn befähigen würde, den „Holz-Fall“ zu lösen.

Während desselben Zeitablaufes konnte sich der SD-Standartenführer a. D. Erwin Holz in der gesteigerten Freundlichkeit des behandelnden Arztes sonnen. Gleichzeitig wurden hemmende Vorschriften aus dem Wege geschafft, um ihm das Leben so erfreulich wie möglich zu gestalten. Hätte Erwin Holz etwas mehr vom Geiste des zwanzigsten Jahrhunderts besessen und wäre ihm das Grübeln ferngeblieben, so hätte er sich mit einer für seine augenblicklichen Verhältnisse durchaus akzeptablen Tagesgestaltung begnügen können. Gemäß den bei seiner Einlieferung abgegebenen Instruktionen war sein Zimmer vom Personal als eine Zelle zu betrachten, aber Dr. Dr. Thomas Bauer hatte im Laufe seiner von der Routine abweichenden Experimente den Gitterverschlag wegnehmen lassen und dafür ein Ehrenwort eingelöst (routinemäßig ist natürlich von einem Dementen kein Ehrenwort zu verlangen). Die Verpflegung war ausgezeichnet und nur noch in gelegentlichen Traumbildern sah Holz die zierlichen Kekse, belegt mit dem Hunger erregenden Käse, die ihm in seiner vorhergehenden Gefangenschaft achtundvierzig Stunden vor jedem Verhör verabreicht wurden und so verführerisch aussahen, daß jeder geschworene Eid, dieses Teufelsbrot nicht mehr zu sich zu nehmen, ins Nichts fiel. Der Oberpfleger, die Oberschwester, die Pfleger und Schwestern hatten schon mehrfach miteinander darüber gesprochen, daß Dr. Dr. Thomas Bauer eine besondere Vorliebe für den Patienten Erwin Holz zeigte. „Natürlich ist diese Vorliebe rein wissenschaftlich begründet, denn an und für sich kann unser Doktor an solchen SD-Leuten kaum etwas Interessantes finden", hatte die Oberschwester mehrfach mit bewegtem Doppelkinn und vornehmer Geste wiederholt. Holz selbst war von seinem Verbleib in dieser Klinik etwas verwirrt. Obwohl es gegen die Routineregeln verstieß, hatte

er doch ziemlich schnell erfahren, daß er sich in einer psychiatrischen Klinik befand, und dies wunderte ihn. Wenigstens ab und zu, vor allem wenn er stundenlang den Weg und die Entwicklung seiner eigenen Gedanken kontrollierte. Dieser Kontrolle hoffte er entnehmen zu können, ob er geisteskrank wäre oder nicht. Er wandte sich wiederholt an den Doktor und teils verschleiert, teils ganz offen bat er ihm zu sagen, ob er — ja oder nein — geisteskrank wäre. Meistens wich der Doktor aus, und nur ab und zu konnte Holz ihn zu einem weisen „Vielleicht“ verführen, wobei der Doktor das letztemal beschwichtigend hinzugefügt hatte, daß er selbst nicht wüßte, ob er selber nicht auch geisteskrank wäre, und daß die ganze Welt ihm von einem heftigen Zustande der Demenz angegriffen schiene. Holz empfand darum keine Genugtuung. Er erinnerte sich noch sehr genau, wie er sich in einer gutgemeinten Anwandlung manchmal mit dem Leiter der Irrenanstalt in dem Konzentrationslager das seinem Befehl unterstand, unterhalten hatte. Einmal, es kam ihm vor, als sei es erst gestern gewesen, war ein französischer Gefangenen-Patient auf ihn zugelaufen, laut schreiend: „Bitte, Monsieur le chef, ich bin nicht Idiot, lassen Sie mich umbringen, aber erlösen Sie mich von dieser Hölle der Verrückten. Das habe ich nicht verdient“. Einige Wärter waren daraufhin auf den Gefangenen losgegangen, aber Holz hatte sie zurückgewiesen und eingehend mit dem Abteilungschef darüber gesprochen, ob es tatsächlich möglich sei, daß Gesunde in seine Irrenanstalt hineingesteckt werden könnten. Ihm war darauf geantwortet worden, daß Deutschland sich im fünften Kriegsjahr befände und kein gutgeschultes Personal mehr vorhanden sei, und daß jeder einzelne Gefangene alles getan hätte, um über Deutschland das Inferno einer Niederlage heraufzube-

schwören: „Machen Sie sich übrigens keine Sorgen, Standartenführer, die Leute, die hier gesund reinkommen, sind nach einigen Wochen bestimmt komplett verrückt: das haben die Heilanstalten nun mal so an sich". Holz hatte dem Doktor Bauer diese Begebenheit sogar erzählt, in knapper eindringlicher Form. Und seit dem wurde Holz, wie es hieß, von den üblichen Freiluftübungen mit den anderen Patienten dispensiert.

Lesen durfte Holz ziemlich viel, nur hatte der Doktor verboten, daß ihm irgendwelche Nachkriegsliteratur zur Verfügung gestellt wurde. Der Doktor beschäftigte sich immer intensiver mit dem „Fall Holz" und so ist es erklärlich, daß er die wiederholten Gesuche um „Auslieferung des SD-Standartenführers Erwin Holz" genau so verärgert von der Hand wies, wie die wiederholten Bitten des Patienten um eine Tageszeitung. Daß Dr. Dr. Thomas Bauer sich nicht dazu entschließen konnte, seinen Patienten jener Macht auszuliefern, die auch er im Verlaufe der Nachkriegsjahre in steigendem Maße „fremde Besatzungsmacht" zu nennen pflegte, war letzten Endes wissenschaftlich begründet: als Psychiater konnte er nicht sagen, sein Patient wäre geheilt. Zumal er gar nicht wußte, ob sein Patient je krank gewesen war. Als ihn einmal ein zur feindlichen Besatzungsmacht gehörender Psychiater-Kollege besuchte, um sich nach den Gründen zu erkundigen, die jedes Mal die Auslieferung der „Gestapobestie" verzögerten, war es Dr. Dr. Thomas Bauer nicht schwer gefallen, seinen amerikanischen Kollegen mit einigen wohlgezielten Bemerkungen und leicht rhetorischen Fragen wissenschaftlich knockout zu reden. Es kam noch hinzu, daß Dr. Dr. Thomas Bauer sich über die in Nordamerika weitgehende Technisierung und sogar Mechanisierung seiner Spezialwissenschaft maßlos ärgerte.

Vor sich selbst war Dr. Dr. Thomas Bauer der Frage nach dem Kranksein oder Nichtkranksein des Patienten Holz nicht aus dem Wege gegangen. Es fiel ihm schwer, darauf eine annähernd befriedigende Antwort zu finden, und er stellte mit Unbehagen fest, daß er sich von dem Umstand beeinflussen ließ, daß die Antwort auf die Frage nach Kranksein oder Nichtkranksein des Patienten Holz gleichzeitig eine Antwort auf die Frage nach Sein oder Nichtsein tout court der Person Erwin Holz war. Er meinte zwar, die Zuständigkeiten müßten getrennt bleiben und er wäre nur für die psychiatrische Behandlung verantwortlich und nicht für die Konsequenzen der gerichtlichen Behandlung des Falles Holz. Aber er erlebte bewußt, wie bei seiner Entscheidung aus der atavistischen Tiefe der katholischen Kasuistik fremde Elemente aufstiegen, die vielleicht in seiner Entscheidung mehr Gewicht hatten als seine eigentliche wissenschaftliche Überzeugung. Dazu kam, daß der Doktor sich einen wahrhaft vollständigen Überblick über Milieu, Manieren, Manien, Vorzüge und Defekte seines Patienten verschafft hatte, ohne auch nur im geringsten Notiz von dem dickleibigen Dossier zu nehmen, das ihm der Ankläger des alliierten Kriegsgerichts „freundlicher Weise“ zur Orientierung über den Fall Erwin Holz, Ex-SD-Standartenführer zur Verfügung gestellt hatte. Erst nachdem er sein eigenes Bild in einem Zeitraum von etwas über zwei Jahren abgerundet hatte, konnte er der Verführung nicht länger widerstehen und griff zu dem dicken Aktenbündel. Er hatte in seinem Büro zu lesen angefangen und empfand bei den ersten zehn Seiten etwas wie Langeweile. Das Leben des Verdächtigen war in aller Genauigkeit beschrieben mit einer Indiskretion, vor der der unverschämteste Psychiater erblassen würde. Es war ihm durchaus nicht klar, wieso derartige Auskünfte in den gerichtlichen Bericht eines Anklägers

kamen, und es entging ihm die Wichtigkeit der Feststellung, daß Erwin Holz aller Wahrscheinlichkeit nach „zu einem Zeitpunkt zwischen seinem dreizehnten und vierzehnten Lebensjahr“ ertappt worden war, als er sich mit einigen Altersfreunden in einem fremden Kirschbaum eingenistet und die saftigen Früchte angeeignet hatte. Nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht hatte der Doktor das Aktenbündel angenommen, es war dies die Ehrfurcht des Fachmannes vor der Arbeit eines andenen Fachmannes. Als er dann Einblick nahm in den Geist, in dem das Ganze zusammen gestellt war, ekelte ihn die Lektüre scabröser Details immer mehr an. Dann war er brüsk aufgestanden und hatte das Bündel unter den Arm genommen, um es zu Hause weiterzulesen. Als er den üblichen Kontrollblick in den Spiegel warf, entdeckte er eine ungewöhnliche Röte auf seinen Wangen und ärgerte sich darüber noch mehr.

Zu Hause angekommen mußte ein kräftiger Schluck ihn dazu ermutigen, weiter zu lesen. Dann hörte er nicht auf, bevor er die hundertachtundzwanzigste und letzte Seite dieses merkwürdigen Dokuments umgeblättert hatte. Am nächsten Morgen meinte er, die Heftigkeit seiner Empörung sei vielleicht auf die wiederholten kräftigen Schlucke zurückzuführen, die ihm vermeintlich über seine Langeweile hatten hinweg helfen sollen. Sein Bild vom Fall Holz wurde durch die Lektüre nicht wesentlich geändert, denn er hatte schon immer gewußt, daß Holz weder ein durchschnittlicher Mensch noch eine durchschnittliche Bestie war. In der Anklage wurde aber eine genaue Administration geführt über die

„Anzahl der

a) wirklichen und nachweisbaren Toten im Bereich des Konzentrationslagers ... in der Periode des Oberkommandos von Holz;

b) der wahrscheinlichen Toten im gleichen Zeitabschnitt nach Zeugenaussagen, Kapazitätsberechnungen der Gaskammer usw.

c) der Toten, die zwar auf keine Art nachweisbar sind, für die aber seitens der Anklage stärkste Vermutung besteht".

Es fiel dem Doktor nicht schwer, zum Beispiel in den Zeugenaussagen schon auf den ersten Blick ziemlich grobe Widersprüche zu finden und es schien ihm etwas sonderbar, daß die Kapazität eines Bäckerofens als Maßstab genommen wurde für die Anzahl der vom Bäcker angefertigten Brote. Aber, um in der direkten Sprache des Anklägers zu sprechen, war dies alles wahrscheinlich: „Winzige Details in dieser Flut von Beweismaterial, in dem auch Tatsachen nur eine untergeordnete Rolle zu spielen haben, weil ich ja hier stehe, um Recht zu fordern im Namen des Weltgewissens, des beleidigten und gefolterten Weltgewissens. Und dieses Weltgewissen weiß wie ich, daß die Gewaltherrschaft der Nazis in Männern, nein in Bestien, wie diesem SD-Henker Holz, allzu bequeme Instrumente für ihren Terror besaß, mit dem sie ganz Europa in Blut und Tränen gestürzt haben. Dieses Weltgewissen braucht keine Beweise mehr, es kann auf Tatsachen und deren schlaue Interpretation verzichten. So brauche auch ich keine Tatsachen mehr, um im Namen des Weltgewissens zu fordern: diese Bestie werde dem Henker ausgeliefert, damit — und wenn auch nur in winzigem Ausmaß — das Unrecht gerächt werde und sein Blut fließe zur Sühne für unzählige Tote".

Nicht ohne innere Rührung nahm der Doktor diese sonoren Sätze auf und nicht alles erschien ihm auf Effekt berechnetes Gerede. Er hatte in seinem Patienten des öfteren vage die Umrisse seelischer Tormente angedeu-

tet gesehen, die nur Verbrechen der größten Abmessungen auslösen können. Nichts veranlaßte ihn dazu, anzunehmen, daß es je Tormente der Schönheit oder der Liebe, kurz: des Guten, gewesen wären. Der Doktor fragte sich, ob es wissenschaftlich für ihn nicht von größtem Interesse wäre, persönlich eine Untersuchung anzustellen, hinzufahren an den Ort, in dessen Nähe das KZ sich befand, und sich bei Einwohnern, bei überlebenden ehemaligen Gefangenen zu erkundigen. Dies war umso leichter, als sich das KZ unter geänderten Vorzeichen noch immer eines lebendigen Menschenverkehrs erfreute und sogar siebenundzwanzig Prozent mehr Gefangenen als damals seine Gastfreundschaft bot. Dann meinte er aber, eine solche Untersuchung an Ort und Stelle würde ihn zu weit führen und gehöre letzten Endes nicht in seine Kompetenz. So faßte er den Entschluß, das Aktenbündel des Anklägers bei Seite zu legen und sich nur darauf zu beschränken, als Arzt und Psychiater ein Urteil zu fällen, das entweder Erwin Holz auf unabsehbare Zeit in seiner Kinik zurückbehalten oder aber ihn dem vom Ankläger präsentierten Henker übergeben würde. Vier Tage blieb er bei diesem Entschluß, bis er dann doch glaubte, den Fall an Hand des Materials der Anklagebehörde prüfen zu müssen. Wie konnte er die Prüfung besser durchführen als durch unmittelbare Befragung des Beklagten? Sicherlich, er müßte mit großer Umsicht vorgehen und unter allen Umständen versuchen, die Wahrheit zu ergründen, ohne dabei von seinen psychiatrischen Normen Abstand zu nehmen. Die Wahrheit mußte er entdecken, denn diese Entdeckung würde letzten Endes entscheiden, ob er, Dr. Dr. Thomas Bauer, begabter Arzt, begabter Psychiater, Wissenschaftler ohne Kind und Kegel, männlich frommer Katholik und zeitbewußter Mensch, Erwin Holz in den

Tod schicken würde oder nicht. Und so fing eine Serie von Gesprächen an, die ihn der objektiven Wahrheit weder näher noch ferner brachten.

Diese Gespräche erlaubten ihm zum erstenmal, schneidend tief in den Geist einer Generation einzudringen. Anfänglich betrachtete er diesen Geist völlig fassungslos, und nur sehr langsam erwachte ein gewisses Verständnis, das schließlich zu einer Wertung wurde. Zu der objektiven Wahrheit gelangte er nie, dafür empfand er die Segnungen einer subjektiven Wahrheit. Es war nur seinem wissenschaftlichen und deshalb analytisch geschulten Geist und der allgemeinen Skepsis unserer Zeit zu verdanken, daß er die Konsekration seiner subjektiven Wahrheit aus dem Munde seines Beichtvaters empfangen wollte. Dies war nun offensichtlich mißlungen.

* * *

Es war ganz dunkel geworden im Stephansdom und das ewig brennende Licht vor dem Altar und vor dem zierlichen Safe, in dem Christi Leib geborgen wird, flackerte, als Dr. Dr. Thomas Bauer etwas brüsk aufstand, automatisch das Knie beugte und sich in ärgerlicher Zerstreutheit den Hut auf den Kopf setzte, mitten im Stephansdom.

Als er nach Hause kam, schmeckte ihm das Abendessen nicht und die Haushälterin mußte zweimal laut und deutlich: „Aber Herr Doktor!“ sagen, bevor er sie bemerkte und zur Nachtruhe entließ. Er ging in sein Studienzimmer, wo die Wände bis an die Decke mit Büchern dekoriert waren, nahm eine Flasche und ein Glas aus der kleinen fahrbaren Bar und lehnte sich in den Sessel zurück, in den die Haushälterin nie ein Kissen legen durfte.

Er nahm eine Zeitung, dann ein Buch, endlich eine Fachzeitschrift, die seine letzte Veröffentlichung lobend besprach, aber es gelang ihm keinen Augenblick, seine Gedanken zu konzentrieren. Er trank hastig und ohne viel Geschmack, und der Rausch kam ebenfalls hastig und ohne Behaglichkeit. Wieder fing es an, dieses Hämmern in seinen Schläfen, die Unruhe in seinem Herzen und er hörte wieder die eindringliche Stimme Erwin Holz' in Fetzen aus den vielen Gesprächen, die er in letzter Zeit mit ihm geführt hatte und die für Erwin Holz das Seziermesser gewesen waren, mit dem er sich selber und seiner Generation rücksichtslos zu Leibe ging. Wie hatte der Doktor versucht, sich gegen die teilweise so primitiven Argumente und Behauptungen von Holz zur Wehr zu setzen, sie zu zerbröckeln mit Analyse oder Sarkasmus. Und wie hatte er jedesmal unbefriedigt auf seine zerstörende Leistung zurückgeblickt. Es war für seinen ruhig und schematisch denkenden Geist ein spannendes Abenteuer gewesen, sich von Holz den Weg in das Labyrinth der modernen geistigen Nöte voranleuchten zu lassen und in die Katakomben der ewig opferbereiten Idealisten, da wo sie sich sammeln, um den Sturm der Zeit über sich hinwegbrausen zu lassen und um sich in der Tiefe der Nacht oder im hellen Strahlen des Tages wieder in die Welt zu wagen, das Wort ihrer Wahrheit hinauszutragen und es jedem, der guten Willens ist, ins Ohr zu flüstern oder es den Mächtigen dieser Erde in die Ohren zu schreien, wenn sie im Zirkus ihres Machtwahnes die Löwen mit gefletschten Zähnen bereit halten. Es war ein spannendes Abenteuer gewesen, aber auch ein belastendes. Denn jetzt war die Stimme von Holz überall, um ihn herum, in ihm, und sprach auch dort, wo Dr. Dr. Thomas Bauer glaubte selber und ausschließlich das Wort zu führen.

Wider Erwarten vermochte auch das Getränk nicht diese Stimme zum Schweigen zu bringen, sondern ließ vielmehr deren Klang anschwellen zu einer Stärke, vor der der Doktor erschrak. Er zog die ausgestreckten Beine zurück, legte beide Arme verschränkt auf seine Kniee und zog den Kopf ein, als wolle er sich schützen. Er schloß die Augen und ließ die Stimme über sich herfallen, sie konnte sprechen soviel und so laut sie nur wollte, einst würde sie doch wohl leiser werden und zum Schweigen gezwungen. Im Halbdunkel des stilvollen Zimmers klangen Holz' Worte unbehelligt, erst verhalten, dann mit überzeugender Kraft:

„Oh, ich verstehe schon, daß ich Sie an den Rand der Verzweiflung bringe, und daß Sie mir dies im Grunde übelnehmen, trotz Ihrer Freundlichkeit und Ihres Zuvorkommens. Das ist aber nicht meine Schuld, es ist die Schuld unserer Zeit. Denn dort, am Rande der Verzweiflung, haben wir den Versuch unternommen, einen Schutzwall zu bauen, der so groß und so stark sein würde, daß niemand mehr bis an den Rand der Verzweiflung geraten konnte. Unser Wille fing am Rande der Verzweiflung an und Ihre Beurteilung unserer Bemühungen muß genau so am Rande der Verzweiflung anfangen. Unsere Generation und die Besten aus früheren Generationen haben den Schutzwall aufgerichtet. Unsere Generation und die Besten der vorhergegangenen waren bestimmt nicht die Besten im bürgerlich moralischen Sinne. Wir hatten kaum Zeit für Moral, weil die Verzweiflung uns bedrohte und wir die Existenz für primär und die Moral für sekundär hielten. Das war unser Ethos. Das Ethos der Verzweiflung. Ich könnte Ihnen sehr bequem einen Vortrag halten über die Güte unserer Absichten und die Erbärmlichkeit des Verwirklich-

ten: der Schwache freut sich immer über die Reue des Starken. Ich halte den Vortrag nicht.

Hier in Ihrer Klinik, Herr Doktor, habe ich manchmal empfunden, was ich draußen in den Tagen unseres Schaffens und unseres Drängens, unseres Wollens und unserer Kraft genau so empfand: nämlich, daß ich in einem Zwielicht stände, auf der Grenze zwischen dem Normalen und Abnormalen, im Niemandsland zwischen der von Menschen so benannten Vernunft und der ebenfalls von Menschen so bezeichneten Verrücktheit. Ich meine jetzt nicht die Boheme-Verrückheit, die man im Genialen findet. Ich meine die Verrücktheit, an der ich selbst vielleicht kränkelte und noch immer kränkele: die Verrücktheit, immer wieder gegen den Strom schwimmen zu wollen, sich den Gesetzen der Bequemlichkeit und der Gewohnheit zu widersetzen. Denn diese Gesetze wurden nie für Katastrophen berechnet und nützten uns deshalb nichts mehr, denn die Katastrophe bedrohte uns in so vielfältiger Form und auf so massive Weise, daß man mit dem Üblichen nicht dagegen ankommen konnte. Keine Sorge, Herr Doktor, wenn meine Sprüche Ihnen zu peinlich sind, denken Sie ruhig, ich sei eben verrückt. Denn ich weiß nicht einmal, ob ich nach Ihren Normen nicht tatsächlich verrückt bin, habe ich doch den Versuch unternommen, die Wirklichkeit nach meinem Willen zu gestalten, statt mich der Wirklichkeit zu fügen.

Sie haben mich wiederholt gefragt, wieso ich mit meinen Ansichten und Absichten, mit meinen Gedanken — die Sie einmal Ideale nannten — mich je dazu hergegeben habe, Kommandant eines KZ zu werden. Ich bin der Antwort immer aus dem Weg gegangen, weil diese Antwort den Kern aller Fragen berührt und nur von

Eingeweihten ganz und voll verstanden werden kann. Erwarten Sie von mir keine Versuche zu einem Plädoyer für das KZ. Erwarten Sie von mir ebensowenig eine Billigung alles Geschehenen. Aber auch nicht, daß ich mich mit dem Mantel einer falschen Humanität umgebe und Krokodilstränen weine ob der vielen Toten und Geschändeten. Draußen in der freien Welt, vor den Gerichtshöfen und in den Zeitungen wird bestimmt oft das „mea culpa“ laut. Ich kann mit Selbstbeschuldigung und Reue nichts anfangen. Beim Verhör hat mir der Vernehmungsassistent einmal gesagt, es wären drei Millionen in deutschen KZ's umgekommen und in meinem KZ achtundsiebzigtausendsechshundertfünfunddreißig. Der Vernehmungschef hat mir an einem anderen Tag gesagt, es wären mehr als sechs Millionen Juden in den deutschen KZ's umgekommen und in meinem KZ zweihundertachtundzwanzigtausendsiebenhundertachtundvierzig.

In der Zeit meiner Verhöre habe ich den Ziffern jedesmal willig Glauben geschenkt. Erst hier in Ihrer Klinik, bin ich darauf gekommen, daß die Kapazität meines Lagers und die Bewegung von Zugang und Abgang im ganzen nie über hundertfünfzigtausend hat kommen können. Und dabei leben noch eine ganze Menge von meinen ehemaligen Lager-Insassen, und haben, wie mir der Vernehmungschef sagte, sogar mehrere Vereine gegründet. Es interessiert mich nicht, wieviele Millionen es gewesen sind, denn einen Menschen unberechtigter Weise umzubringen oder hunderttausend, das ist nur ein quantitativer Unterschied. Sie können aus dem Ton, in dem ich über all diese grausamen Dinge spreche, schließen, was Sie wollen. Auch das interessiert mich nicht. Als man mir immer von neuem das kaum zusammengeflickte Gesicht zerschlug oder das alte Spiel mit den

Fingernägeln trieb, sagte man mir, ich sei kein Mensch, sondern Schlangenbrut, ein Teufel, eine Bestie. Auch das interessiert mich nicht. Glauben Sie aber nicht, daß ich den Toten der KZ's ihren Tod nehmen möchte oder ihr Sterben verbilligen. Ich habe zuviel Ehrfurcht vor dem Tod, auch wenn ich weiß — oder gerade weil ich weiß — daß er ein Instrument der Politik sein kann, ein grausames, aber korrigierendes, sühnendes Ausgleichsmittel.

Wenn Sie mich fragen, wieso ich je dazu kam, mich als KZ-Häuptling gebrauchen zu lassen, so antworte ich ihnen darauf, daß ich diesen Auftrag erfüllte, weil er mir gestellt wurde und weil ich noch nie einen Auftrag zurückgewiesen habe. Das hat mit Lust oder Unlust, mit Begeisterung oder Abscheu nichts zu tun: es gibt nichts, was ich so sehr verabscheue, als die Gewalt über einen Wehrlosen. Mein Vater war nach 1913 gezwungenermaßen Polizist, aber ich habe vor Polizei immer Abscheu empfunden, weil der Polizist früher oder später stets Gewalt anwendet und fast immer gegen teilweise oder vollkommen Wehrlose. Diese Abscheu vor allem Polizeilichen kommt nicht aus einer verschwommenen Humanitätsduselei, sie entsteigt jenem Bereich in mir selber, in dem ich den Stolz über mein eigenes Menschsein empfinde und deshalb diesen Stolz auch in Meinesgleichen respektiere. Als mir befohlen wurde, das KZ zu übernehmen, habe ich sogar daran gedacht, durch einen Freitod dieser scheußlichen Pflicht aus dem Wege zu gehen. Es fiel mir schwer, auf diesen Ausweg zu verzichten, denn mein neuer Auftrag erreichte mich, als ich an der Ostfront in der Stellung eines Bataillonschefs kämpfte. Es wunderte mich damals, daß das Hauptamt mir meinen neuen Auftrag ausgerechnet dort bekannt gab, wo ich doch soviel Gelegenheit hatte, mich durch

einen Tod davon zu drücken, der sogar meinem Bataillon und dem Kriegsgeschehen auf dem für mich in Frage kommenden Abschnitt genützt hätte. Erst nachher habe ich erfahren, der Auftrag wurde mir auf ausdrücklichen Befehl des Reichsführers an der Ostfront zugestellt. Es hieß, nur wenige aus den Reihen der Waffen-SS nähmen einen derartigen Befehl ohne weiteres entgegen, und deshalb entschloß sich der Reichsführer, mir den Befehl an der Ostfront zu übermitteln, damit ich Gelegenheit hätte, das widrige Bild der Zukunft, die meiner harrte, mit dem Einsatz des Frontsoldaten zu vergleichen, zu dem ich mich mit jeder Faser hingezogen fühlte.

Es war Mitte 1943 und die Ostfront mußte die schweren Schläge auffangen, die schließlich der roten Armee zum Durchbruch verhalfen. Ich hatte ein Bataillon, wie ich es mir immer erträumt hatte: vom ersten bis zum letzten Soldaten, in der politischen Bildung vielleicht nicht so ganz auf Draht, aber mit einem glühenden Glauben an unsere Aufgabe, an unsere Ideale, und zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht bereit, ihren Glauben in der Hitze des Kampfes zu stählen. Drei germanische Völker waren in meinem Bataillon vertreten und es war erfrischend festzustellen, wie sehr das Fronterlebnis sie zu einer echten Einheit zusammenschmolz. Dies war tatsächlich die Verwirklichung meiner kühnsten Hoffnungen, dies war eine Verwirklichung des SS-Gedankens, wie ich sie mir immer vorgestellt hatte: europäische Männer, die eine übernationale Einheit bildeten in dem Bewußtsein, daß sich Europa mit oder ohne Krieg in einer Stunde befand, die über seine Existenz entscheiden würde. Die SS als eine zu allem bereite Gemeinschaft, mit dem Mut, abseits der ge-

wohnten Überlieferung ihren eigenen Weg zu gehen und so der Idee, die in Partei und Staat zu erstarren drohte, zu neuer Dynamik zu verhelfen, weil eine neue Werteskala als zwingendes Endziel vor ihren Augen stand. Die SS als Pioniere in einem Neuland, das endgültige Zuflucht und Schutzwehr des alten, kranken Abendlands sein würde. Diese Pioniere mußten den Mut haben, teuer gewordene Werte umzuwerten und ganz Europa zu ihrem Vaterlande zu machen, den Mut haben, über einen engen Nationalismus hinaus zu wachsen zu einer großen allumfassenden neuen Einheit.

Andererseits war ich mir immer bewußt, daß die SS nur dann ihre hochgesteckten Ziele erreichen konnte, wenn sie wirklich vom ersten bis zum letzten Mann von der striktesten Gehorsams- und Pflichtauffassung belebt wäre. Ich wußte auch, daß wir rücksichtslos gegen uns selber sein müßten, um rücksichtslos unserer Idee dienen zu können. Ich wußte auch, daß unsere Idee nur mit Rücksichtslosigkeit zu verwirklichen war und der harte Zwang manchmal an die Stelle der Überzeugungskraft treten würde. Ich wußte auch, daß die drohende Gefahr, das drohende Absterben Europas und damit der weißen Rasse, nur aufzuhalten war von einem Imperativ, der alles und alle zwingen konnte. In diesem Kampf auf Leben und Tod konnten keine Kompromisse, keine Konzessionen, kein Wehklagen, kein Selbstmitleid geduldet werden. Ich wußte auch, daß wir, einzig und allein wir, diesen Kampf kämpfen konnten. Nicht weil wir den anderen so überlegen waren, nicht weil wir diesen Kampf so begehrten, nein, sondern weil nur wir zu diesem Kampf berufen waren, nur wir ihn austragen konnten, weil nur wir in der fürchterlichen Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges so sehr vom geistigen und körperlichen Leiden gehärtet wur-

den, daß wir stark genug für diesen Kampf waren. Nur wir hatten in jenen grausamen Jahren einen Augenblick lang dem Ungeheuer der inneren Zersetzung in die Fratze gesehen, nur wir wußten, wie die Zersetzung aussieht, nur wir wußten welche Werte sie zuerst angreift und vernichtet. So lernten wir den Bolschewismus kennen, nicht den Bolschewismus irgend einer kommunistischen Partei, sondern den praktischen Bolschewismus, der Kinder hungern läßt und Männer prostituiert, den Bolschewismus, der gleichsam mit Verhütungsmitteln und Zinsenpolitik die Gesundheit eines Volkes aushöhlt.

Ich weiß Herr Doktor, das alles klingt Ihnen etwas dick in den Ohren und Sie sind wahrscheinlich der Meinung, unser Weltbild sei ziemlich verschroben gewesen. Verstehen Sie denn nicht, daß man sich in der Todesstunde den Luxus gutdosierter Begriffe in gewähltem Ton nicht mehr erlauben kann? Es war ein Elementarkampf. Sein höchstes Gesetz war das des Urwaldes, seine einzige Moral die Rücksichtslosigkeit. Dieselbe Rücksichtslosigkeit, die uns im ältesten Buch der Menschheit Seite auf Seite begegnet und die den kleinsten Volksstamm der Welt durch die Jahrtausende in seiner vollständigen Eigenheit am Leben hielt und in unseren Tagen in den fünf Kontinenten schalten und walten läßt. Unser sogenannter Judenhaß war eine kümmerliche Form des Selbsterhaltungstriebes, ein kümmerlicher Versuch, die Lehre der Juden selbst für unsere Zwecke anzuwenden. Wir sind nicht die ersten und nicht die letzten, die den Kampf mit ihnen aufgenommen haben. Wir sind nicht die ersten und nicht die letzten, die diesen Kampf verloren haben. Ich weiß, nicht nur bei den Juden, sondern auch in unseren Reihen spielte man eine gewisse Zeit mit der Idee eines Bündnisses: zusammen hätte uns tatsächlich die Welt gehört und

es gibt bei uns, wie bei jenen, Leute, die dem Ablauf der Dinge nachtrauern. Sie dürfen keine Profanierung darin sehen, wenn ich Ihnen sage: dies geschah nicht, weil unser Reich eben doch nicht von dieser Erde war. Wir wollten ein Reich auf einer anderen Erde, die mit der bestehenden nur noch den Namen gemeinsam hätte. In unserer maßlosen Überheblichkeit, die eine Frucht der Hast war, mit der wir die tödliche Gefahr beseitigen wollten, haben wir einen Fehler nach dem anderen gemacht. Wir glaubten uns so stark, daß wir dieses stärkste Volk der Menschheitsgeschichte besiegen könnten. Die Zeit drängte uns so sehr, schon spürten wir den kalten Hauch des Unterganges und deshalb vermaßen wir uns sogar, ihre Lehre vom Auge um Auge und Zahn um Zahn selber anzuwenden. Stümper, die wir waren, zu glauben, man könnte in einigen Jahren dem Millionenvolk der Deutschen in jedem einzelnen so stark den Trieb zur Selbsterhaltung geben, daß es rücksichtslos gegen Gefühle und überlieferte Werte diesen Kampf austragen würde. Nur die Juden verstanden es, den Kampf aller gegen alle zu führen. Unsere größte Schuld war es, daß wir nichts unterließen, den Schein unvorstellbarer Grausamkeit auf uns zu laden, ohne das Ziel auch nur annähernd zu erreichen.

Jawohl, wir haben versucht, die Juden so oder so auszuschalten. Wir haben es versucht mit vagen Plänen über Ansiedlung irgendwo in der Welt und sogar noch während des Krieges hing der Reichsführer dieser Idee nach und versuchte, mit den Alliierten zu einer solchen Lösung des Judenproblems zu gelangen. Es lag aber nicht im Interesse unserer Feinde, durch die Mitarbeit an einer unblutigen Lösung die größte Entrüstungsquelle gegen Deutschland versiegen zu lassen. Als der

Krieg kam, angezettelt von den vielen, die, im Besitz einiger Devisen, Deutschland nach dreiunddreißig hatten verlassen können und deren gutes, ja männliches Recht es war, nun mit allen Mitteln zu versuchen, den Krieg gegen das Dritte Reich zu entfachen, als dieser Krieg kam, da sprachen wir über Existenzkampf, über Entscheidung, über Leben oder Tod. Und während die anderen ihre Phosphorbomben warfen, bekamen die KZ-Insassen ihre genauestens berechneten zweitausendfünfhundert Kalorien pro Tag. Während unsere Städte und Fabriken, unsere Bäckereien und Entbindungsanstalten in Flammen aufgingen, wurde in meinem KZ der Verpflegungsfeldwebel erschossen, weil er zwei Kilo Butter von der Gefangenenration verhandelt hatte, und im unbesetzten Frankreich konnten die Juden in allem Komfort den Exodus ihrer Rassegenossen und ihrer Informationsdienste nach Portugal vorbereiten. Wir hatten zwar den Mund voll von „Judenhaß“, aber nur einige wenige brachten den Mut zur Konsequenz auf.

Ich entschloß mich, meinen Versetzungsbefehl zum KZ anzunehmen. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, warum ich für diese Funktion ausgewählt wurde. Ich hatte keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet und konnte mir nicht viel darunter vorstellen, als ich den Satz las: „Sie werden in Berlin in einem Schnellkursus in Ihre neue Aufgabe eingewiesen werden.“ Der einzige Kontakt, den ich je mit einer KZ-Verwaltung gehabt hatte, bestand in der Person eines Hauptsturmführers, welcher eine Zeit lang Kompagniechef in der Einheit gewesen war, mit der ich die ersten Monate des Ostfeldzuges erlebte. Eine Begebenheit aus dieser Zeit steht mir noch heute deutlich vor Augen, und ich habe bis jetzt die wirkliche Ursache der tiefgehenden Wirkung, die sie

in mir auslöste, noch nicht entdeckt: Es war in den Tagen, als wir bei Dnjepropetrowsk einen harten Kampf um den Flußübergang führten. Wir erlitten schwerste Verluste und tagelang schien unser Vormarsch festgelaufen. In einem kleinen von uns schon besetzten Ort bekamen wir Feuer von Zivilisten. Auf dem verlassenen Dorfplatz hielten wir Kriegsrat und überlegten, was zu tun war. In diesem Augenblick näherte sich uns eine biblische Gestalt, den schwarzen Kaftan tief über die Ohren gedrückt. In jiddisch-deutsch bot er uns beflissen seine Hilfe an, dem Feuerüberfall auf die Spur zu kommen. Er sagte uns, die Franktireurs wären Juden gewesen. Daraufhin befahl der Kompagniechef, alle Juden des Dorfes auf dem Platz zu sammeln. Ein Kommando setzte sich in Bewegung und konnte mit Hilfe des eifrigen, ortskundigen Spürhundes im Laufe einer halben Stunde siebenundzwanzig Juden einsammeln, einschließlich des Spitzels. In aller Eile wurden schwere Stöcke und Äste herbeigeschafft, und jeder Jude bekam einen Stock. Der Kompagniechef ließ nun den Spitzel erklären, daß die Juden gegenseitig aufeinander loshauen sollten und die vier, die zuletzt stehend übrigblieben, würden mit dem Leben begnadigt werden. Mir lief ein Schauer über den Rücken, obwohl ich gerade meinen besten Kameraden durch den feigen Feuerüberfall verloren hatte. Mein Schaudern erstarrte, als ich sah, wie der Spitzel mit offensichtlichem Genuß und in breiter Sprache diesen Befehl wiedergab. Als er ausgesprochen hatte, gab der Kompagniechef auch ihm einen Stock. Dann fing eine Schlägerei an, deren Beschreibung ich Ihnen erspare, zumal ich unter einem Vorwand davongelaufen bin. Eine halbe Stunde soll es gedauert haben, dann lagen siebenundzwanzig wimmernde, blutende, tote Juden umher. Zuerst war mit zertrümmertem

Kopf der Spitzel zu Boden gestürzt, das einzig Menschliche und Moralische an dem ganzen Vorfall. Auch die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Ein paar Tage später wurde in einem Dorf jenseits des Dnjeprs ein Stoßtrupp unseres Bataillons ermordet aufgefunden, die Ohren waren den Männern abgeschnitten, die Augen ausgestochen und die Genitalien in den toten Mund gesteckt. Das war Rußland und das waren die Juden.

Sie sollen mich nicht mißverstehen: wir haben die Juden so oder so aus unserer Mitte ausstoßen wollen, weil sie die Reinheit unseres Blutes und damit unsere letzte, rein biologische, Abwehrkraft bedrohten und weil sie Wegbereiter und Träger der größten geistigen Gefahr waren, der des Bolschewismus. Wir sind in unserem Versuch kläglich stecken geblieben und gescheitert. Wenn ein Volk das Recht hat, sich blutigst an den Exponenten und Vollzugsorganen ihrer Verfolgung zu rächen, so sind es die Juden. Aber diese Rache soll dann auch Rache heißen und nicht getarnt sein hinter Gerechtigkeitsbegriffen oder christlicher Humanitas. Und diese Rache sollen sie nicht nehmen an jener Masse des deutschen Volkes, an jenen Millionen und Abermillionen, die alle ihren „anständigen Juden“ kannten. Diese Masse war vielleicht tapferer als je eine Masse tapfer gewesen ist, jedoch hatte auch sie zuviel Selbstmitleid, um sich zu einer rücksichtslosen aber notwendigen Grausamkeit zwingen zu können.

Ich werde nicht um mein Leben wimmern, wenn es von einer Rache gefordert wird, die die Tugend hat, sich als Rache und nichts weiter vorzustellen. Darum hat es auch keinen Sinn, daß ich Ihnen aufzähle, was ich in meiner Tätigkeit als KZ-Kommandant getan habe, um

meinen Feinden das Leben wie das Sterben erträglich zu machen. Es war mir ein widerliches Handwerk, ich führte es aus, in klarem Bewußtsein, damit eine mir auferlegte Pflicht zu tun. Ich habe während meiner Gefangenschaft von alliierten Vernehmungsoffizieren des öfteren Erklärungen zu lesen bekommen, worin deutsche Soldaten und Offiziere ihr Werturteil über SD, Gestapo und KZ zu erkennen gaben. Die Urteile waren selbstverständlich ausnahmslos vernichtend. Selbstverständlich befanden sich darunter auch die vernichtenden Urteile von Männern der Waffen SS. Gerade diese letzten waren Soldaten im höchsten Sinne des Wortes, gewöhnt an den gefährlichsten Stellen der Front eingesetzt zu werden, und ihre Routine war der Kampf bis zur Selbstvernichtung. Ihnen m u ß t e unser Handwerk zuwider sein. Wir standen mit unserer Aufgabe und unserer Tätigkeit weit von den anderen, dort wo es kalt war und unwirtlich und wo einem so manchmal das Gruseln vor sich selber kam. Wir wurden nie durchströmt vom heißen Gefühl der Kameradschaft, diesem Segen der kämpfenden Front. Wir waren bloß die Buchhalter des Todes und auf der einzigen Zusammenkunft von höherem KZ-Personal, an der ich teilnahm, wurde ich angefahren, weil ich meine Frontauszeichnungen nicht trug.

So sehen Sie, Herr Doktor, wie sogar in mir der fürchterliche Dualismus herrschte, der der letzte Grund unserer Niederlage gewesen ist. Sowohl in Gefangenschaft wie in Ihrer Klinik habe ich oft darüber nachgedacht, welcher Gedanke den Reichsführer hat bewegen können, einer so prächtigen militärischen Formation wie der Waffen SS dasselbe Vorzeichen zu geben wie einem Verband, der sich notgezwungen mit häßlichen polizeilichen Aufgaben abgeben mußte. Jetzt weiß ich es: der Reichsführer wollte, daß keiner der SS-Verbände Gele-

genheit haben sollte, über irgendwelche Brücken zurückzufliehen; in der Vereinigung aller Verbände mit den verschiedensten Aufgaben unter einem einzigen Zeichen suchte er den Ausgleich aller Lasten von ein und derselben Pflicht.

Ich weiß nicht auf ein Dutzend genau, wieviele KZ-Insassen unter meiner Regie den Tod fanden. Nicht bis auf ein Dutzend genau, das klingt bestialisch, ich weiß es, denn es geht um Menschen. Können Sie mir auf ein paar Zehntausend oder sogar Hunderttausend genau sagen, wieviele Deutsche den Tod in den Phosphornächten gefunden haben, an den Fronten, in den alliierten und russischen KZ's- oder „Gefangenenlagern", wenn Ihnen dieses Wort besser in den Ohren klingt? Ich weiß auch nicht auf die Hundert genau, wieviele Insassen meines KZ's vor Hunger umgekommen sind, vor und nach dem achten Mai neunzehnhundertfünfundvierzig, weil das Transportsystem so zerstört war, daß sogar die Lebensmittelzufuhr für die eigene deutsche Bevölkerung vollkommen desorganisiert gewesen ist. Dies alles ist bedeutungslos, denn es ändert nichts am Wesen unserer Schuld oder unserer Schuldlosigkeit. Wesentlich ist nur, daß in meinem KZ, unter meiner Regie, Zahllose in den Tod gegangen sind. Und ebenso wesentlich ist es, daß noch keine vierundzwanzig Stunden, nachdem die Amerikaner mein Lager befreit hatten, ein gefangener Jesuitenpater, den ich auf der Verwaltung beschäftigt hatte und der über die politische Einstellung der Gefangenen genauer Bescheid wußte als ich, den Amerikanern eine Namensliste von an die Hundert Mitgefangenen übergab, die alle Kommunisten waren. Unter der Begründung, als Kapos die Mitgefangenen mißhandelt zu haben, wurden sie von den Amerikanern ausnahmslos erschossen.

Sehen Sie, Herr Doktor, nach meiner Meinung handelt es sich nicht um Dosierung der Gewalt, sondern nur um die Gewalt selber. Entweder verbieten die Menschlichkeit, die christliche Nächstenliebe, das Gewissen oder alles, was man in dieser Beziehung nur anführen will, einem anderen Menschen, dazu noch einem Wehrlosen, mit Gewalt zu begegnen, oder es steht einem frei zu bestimmen, wann und wo er die Gewalt anwenden darf. Der Polizist darf mit einem Knüppel Demonstranten auseinander hauen und der Kriminalbeamte in New York darf zur Entdeckung der Wahrheit Mittel anwenden, die mit der primitivsten Menschlichkeit nichts zu tun haben. Ein geschriebenes Gesetz läßt die Anwendung der Gewalt zu, sobald die Erhaltung und der Fortbestand der geordneten Gesellschaft bedroht werden. Ich führe dies ad absurdum, wenn ich sage: wir befanden uns in einem Krieg auf Leben und Tod. Wir hatten alles getan, um den Haß der Juden zu gewinnen, und die Juden hatten alles dafür getan, damit wir sie als unsere gefährlichsten Gegner ansahen. Obwohl wir wußten, daß gerade sie unsere erbittersten Feinde waren und kein Mittel unbenützt ließen, um uns zu beseitigen, haben wir warten müssen, bis sich der Krieg in seinem letzten Jahre zu einem solchen Terror über Gemeinschaft und Einzelne auswuchs, daß wir zu den Maßnahmen griffen, die die Logik unserer Stellungnahme von Anfang an von uns gefordert hätte.

*

Nicht meinetwegen, nur um Unbeteiligte und Unschuldige in Schutz zu nehmen, sage ich Ihnen jetzt: bei der Beurteilung unserer Judenausrottung sollte man nie vergessen, daß vor dem Krieg keine einzige Groß- oder Kleinmacht der Welt bereit war, mit uns eine Lösung

des Judenproblems zu erzielen, kein einziger Staatsmann hat uns geholfen, für die Juden die unblutige Lösung eines eigenen Staates zu erreichen. Noch während des Krieges wurde unsererseits von höchster Stelle versucht, mit dem Feind eine befriedigende Regelung dieses Problems zu treffen, ob die Lösung nun Madagaskar oder Nordamerika hieß. Denn auch die Männer in den höchsten Stellen des Dritten Reiches waren Deutsche, die wußten, daß man vom deutschen Volk auch den letzten kämpferischen Einsatz an der Front und in der Heimat verlangen konnte, dieses Volk aber nie die Kraft aufbringen würde, das Judenproblem radikal und rücksichtslos, das heißt: blutig zu lösen. Der Feind wollte nichts davon wissen, denn er wußte, daß eine befriedigende Lösung der Judenfrage ihn seiner wichtigsten Agitationswaffe gegen Deutschland berauben würde, und er setzte sein heuchlerisches Geschrei im Namen der verletzten Menschlichkeit fort. Dabei wußte er doch schon seit dem Parteitag neunzehnhundertsechsunddreißig, daß wir die Juden zu offiziellen Feinden des Reiches erklärt hatten. Schon seit neunzehnhundertsiebenunddreißig wußte er, daß in der geladenen und nervösen Atmosphäre des Dritten Reiches, unter der täglich anwachsenden Drohung der Einschließung, die Gewalttat leicht zur Geltung kommen konnte, und Gewalt ist nach wie vor ein Perpetuum mobile. Trotzdem war derselbe Feind noch neunzehnhundertachtunddreißig in München zu einem Abkommen bereit. Und schwieg in allen Sprachen über das „Judenproblem“.

Nach Casablanca und den Morgenthau'schen Sterilisierungs- und sonstigen Plänen wußten wir, was einem geschlagenen Deutschland bevorstand, und wir brauchten diesen Peitschenhieb, um es zu wagen, selber die Kon-

sequenzen zu ziehen. Casablanca und Morgenthau, das war eine Sprache, die wir verstanden, denn es war die nackte Sprache der Gewalt und zeigte das unverhüllte Gesicht unserer bittersten Feinde. Was seit dem Kriegsende daraus geworden ist, Sie, Herr Doktor, haben mich verhindert, das zu wissen. Aber es würde mich nicht wundern, wenn die Juden trotz allem äußeren Schein doch noch um die Frucht ihrer Blutopfer gebracht wurden. Und wenn dies in Wirklichkeit geschehen ist, so aus denselben Gründen, aus denen siebenundzwanzig Juden vor Dnjepropetrowsk sich gegenseitig totknüppelten.

Es hat so wenig Sinn, Herr Doktor, Ihnen noch mehr zu erzählen. Ich habe Ihnen in den vielen Gesprächen, die wir miteinander führten und die immer ein saures Glück waren, versucht so vieles klar zu machen. Ich, der ich doch offiziell und vielleicht auch nach Ihrer Meinung als Geistesgestörter gelte. Ich bitte Sie nur, niemals eine menschliche Rücksicht auf mich zu nehmen. Wenn Sie mich nach Ihrer fachlichen Überzeugung für gesund halten, so liefern Sie mich an diejenigen aus, die schon so lange nach meinem Blut lechzen. Wie melodramatisch das klingt, Herr Doktor, eigentlich ganz stilwidrig für unsere Verhältnisse. Aber glauben Sie mir, ich würde auch noch mit dem Strick um den Hals wiederholen: nehmt mein Leben, ich habe von euch auch Leben genommen, nicht nur weil es mir befohlen war, sondern auch weil ich als SS-Mann glaubte, unser Reich schützen zu müssen. Schützen da, wo mir dieser Dienst ans Herz gewachsen war, draußen an der Front, in der Gemeinschaft stählerner Männer. Und schützen auch dort, wo ich wider jede Regung meiner Gedanken, wider jedes Sehnen meines Herzens, gegen Feinde, die

sich wehrlos meiner Gewalt boten, weil sie von ihren Brüdern als Abfallholz zum großen Feuerbrand des Hasses verwendet wurden ...

*

Das schroffe Klingeln des Telefons ließ Dr. Dr. Thomas Bauer jäh aufspringen, und Sekunden später befand er sich schon auf dem Wege zur Klinik. Es war auch eine alarmierende Meldung gewesen, die ihm durchgegeben wurde: „Patient Erwin Holz schwebt in Lebensgefahr!" Als Dr. Dr. Thomas Bauer etwas aufgeregt ins Patientenzimmer stürzte, war Erwin Holz schon tot. Die Zusammenarbeit eines Handtuchs mit einem Bettknopf hatte ihm den Tod vermittelt. Auf dem Bett selber lag eine offene Zeitung, die das Datum des siebten Juni neunzehnhunderteinundfünfzig trug und mit riesiger Schlagzeile die Exekution von sieben Männern in einem Gefängnis zu Landsberg am Lech verkündete. Die letzten Worte des Patienten Holz befanden sich auf der Fiebertabelle, mit Bleistift stand da geschrieben: „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doktor, aber wenn die Sieben auch jetzt noch sterben müssen, was soll ich dann weiterleben?" Hinter diesem Satz stand ein etwas unproportioniertes Fragezeichen und eine Unterschrift. Darunter war vermerkt: „Standartenführer im SD".

Dr. Dr. Thomas Bauer hat wochenlang untersucht, wie der Patient in den Besitz einer Tageszeitung gelangt war. Er hat wissenschaftlich, methodisch und fruchtlos untersucht. Aber seitdem der „Ex-SD-Standartenführer" selber den „Fall Holz" gelöst hat, schenkt das feierliche Halbdunkel des Stephansdomes dem Dr. Dr. Thomas Bauer wieder eine allabendliche Insel der Ruhe nach der Hast der Tage.

III.

Saltlake City, den 1. 9. 1952.

Liebes,

dem größten Glück der Welt verdanke ich es, nach so vielen Jahren Dir endlich wieder so schreiben zu können, wie ich Dir schreiben möchte. In all den vergangenen Monaten und Jahren und bei den spärlichen Nachrichten, die ich Dir geben konnte, habe ich nie Gelegenheit gehabt, Dir dasjenige mitteilen zu können, was mir als Teuerstes im Herzen und im Hirn geborgen lag. Jetzt kommt mir dieses Glück so maßlos vor, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen und was ich als erstes sagen soll. Ich kann Dir jetzt frei schreiben, so frei wie es mir meine Gefühle und mein eigenes liebendes Herz erlauben; ich brauche keine Angst mehr zu haben, daß jemand anderes mit gierigem Ohr unser Zwiegespräch belauscht oder ein registrierendes Auge alles aufnimmt, was doch nur für Dich und mich bestimmt ist, und so unsere Briefe, diese ärmlichen Hilfsmittel unseres Sehnens, mit stechendem Blick durchlöchert. Dieser Augenblick ist so feierlich für mich, daß es mich Mühe kostet, nicht so weiter zu schreiben, im Stil des vorigen Jahrhunderts ...

Ich lege diesem Brief zwei lose Zettel bei. Du kannst mir zweimal nacheinander jede zweite Woche des Monats an die amerikanische Adresse schreiben, aber Du mußt dafür sorgen, daß Deine Briefe immer so gepostet werden, daß sie das Frankfurter Flugzeug nach New York am Dienstagmorgen erreichen. Die deutsche Adresse mußt Du dann benutzen, wenn Du Dich nicht an den eben vorgeschriebenen Weg halten, sondern aus irgendwelchen Gründen mir öfter schreiben willst, auch wenn ich diese Briefe erst später erhalte.

Aber ich schweife jetzt schon ab. Ich wollte Dir doch erzählen, warum ich Dir jetzt so schreiben kann, wie ich es tun werde und Du mir so schreiben kannst, wie ich es erhoffe. Das kam so: ein Senator, dessen Namen Du nicht zu wissen brauchst, besuchte unsere Fabrik und zum erstenmal wurden wir deutschen Konstrukteure und Wissenschaftler dem Herrn namentlich vorgestellt. Als er meine Hand drückte, sagte ich meinen Namen mit der etwas abgehackten Knappheit, die uns Deutschen nun mal angeboren ist. Ich hatte den Eindruck, daß er meine Hand länger festhielt als die der anderen, außerdem wiederholte er meinen Namen und fragte mich nach meinem Geburtsort. Ich gab ihm Bescheid und seine Augen leuchteten auf. Ich verstand nicht ganz warum, bis er ein paar Stunden später mich ins Zimmer des Direktors rufen ließ und ein Gespräch mit mir anfing, das über eine Stunde dauerte. Wir waren allein und sein erstes Wort war: „Dann sind Sie ja der jüngste Sohn Herberts“. Ich: „Nein, der zweitjüngste“. Es stellte sich heraus, daß er meinen Vater vor dem ersten Weltkrieg gut gekannt, aber nach Vaters Tod vor Verdun den Kontakt mit unserer Familie verloren hatte.

Er hatte sogar im Jahre 1911 mit meinem Vater zusammen im Kaiser Wilhelm-Institut gearbeitet. Er kannte eine Unmenge Einzelheiten über meine Familie und erklärte mir sogar, wieso der erste Kuß meines Vaters und meiner Mutter in einem Laboratorium zwischen Reaktionsgläsern sozusagen auf dem synthetischen Wege zustande gekommen war. Natürlich gewann ich Vertrauen zu dem Senator.

Stell Dir vor, Liebling, zum ersten Mal seit so endlos langen Jahren Vertrauen haben zu können, sich in einen Menschen versenken zu können in diesem herrlichen Gefühl, der Mensch, der Dir gegenüber sitzt, ist nicht Dein Feind, ist kein böses Tier, verkörpert keine lauernde Hinterhältigkeit, sondern ist ein Mensch, der Dein Freund sein kann. Du weißt, wie ich schon auf Grund meiner wissenschaftlichen Laufbahn immer dazu neige, nichts nach dem ersten Eindruck zu bewerten, sondern immer erst die kritische Vorsicht walten zu lassen. Dieses Mal aber war das Gefühl der Sicherheit so groß daß ich mich einfach und zufrieden auf den wogenden Wellen einer neu entdeckten Menschlichkeit wiegen ließ und ich erzählte ... erzählte, bis ich mir wie eine lächerlicher Bub vorkam. Der Senator hatte die ganze Zeit unter seinen borstigen schneeweißen Augenbrauen einen so gütigen und väterlichen Blick für mich, daß ich fühlte, wie alles Erstarrte und Erstarrende sich in mir auflöste. Natürlich erzählte ich ihm von Dir und hüpfte im Gespräch wie ein munteres Füllen auf einer Frühlingswiese, ließ meiner Phantasie freien Lauf und beschwor ihn, den gütigen väterlichen Senator, er möge mich doch einmal nach Deutschland zurückkehren lassen, er möge mir doch ein einziges Mal die Möglichkeit geben, Dich wieder in meinen Armen zu halten, er mö-

ge mir doch einmal erlauben, mein Deutschland, mein geliebtes, krankes, blutendes Deutschland wiederzusehen, seine geschändeten Städte und seine ausgeschlachteten Wälder. Da wurde der Senator ernst, nahm meine Hand und sagte mir, daß er mein Verlangen sehr gut verstände, aber daß alle meine Bitten nicht den wirklichen Möglichkeiten entsprächen. Ich wäre doch durch die hohe Schule einer unbarmherzigen Selbstdisziplin gegangen und müßte deshalb verstehen, daß meine Bitte im Augenblick unerfüllbar wäre. Natürlich, er verstehe schon, daß ich dagegen rebelliere. Aber es wäre eine jener unumgänglichen Ungerechtigkeiten unserer Zeit, daß ich es nun einmal meinem mit soviel Begeisterung gewählten Beruf und den überragenden Erfolgen meiner Arbeit in den letzten Kriegsmonaten zu verdanken hätte, meine menschlichen Wünsche nicht erfüllt sehen zu können. Die Sicherheit Amerikas und, wie er bescheiden hinzufügte, „vielleicht der Welt“, machte uns Wissenschaftler zu Gefangenen unserer Wissenschaft. Er wollte mir aber, eben aus Freundschaft zu meinem Vater und weil er in mir dieselbe wissenschaftliche, jugendliche „Sprunghaftigkeit“ meines Vaters zu sehen glaubte, doch wenigstens einen Gefallen tun: er würde mich in wenigen Tagen wissen lassen, auf welche Art und Weise ich mit Dir korrespondieren könnte soviel ich nur wollte. Diese Zusage wäre für ihn nicht ohne Gefahr, denn das F. B. I. wäre sehr wachsam, und würde die Sache entdeckt werden, so könnte er mit mathematischer Sicherheit einen entehrenden Prozeß und Bestrafung erwarten. Alles in mir lehnte sich spontan gegen das freundliche Angebot des weißhaarigen Mannes auf. Da hörte ich eine Stimme — und es war Deine Stimme, Liebling—, die mir sagte: nimm es an, er ist der Amerikaner und hat es in der Hand, was bedeutet sein Risiko im

Verhältnis zum widerrechtlich erzeugten, unmenschlichen Hunger nach Verbindung mit dem Liebsten, das Dir verblüht? Ich schwieg also. Der Senator bat mich dann, ihm zu versprechen, nie in einem Brief etwas über technische Angelegenheiten zu schreiben. Diese Zusicherung konnte ich ihm umso leichter geben, als ich ja von Dir weiß, daß Du dafür nicht das geringste Interesse hast und Dir, meiner lieben tüchtigen Botanikerin, sogar das einfachste Wurzelziehen zuwider ist. Einige Tage nachher erhielt ich die beiden Adressen, die ich diesem Brief beilege, und ihre Gebrauchsanweisung.

So haben wir uns denn endlich wieder gefunden, sind ganz allein miteinander und haben uns soviel zu fragen und zu sagen, daß wir von unserem Alleinsein nie genug kriegen können. Stelle Dir jetzt auch noch vor, daß der kleine Gott unserer Liebe die Entfernung fortzaubert und wir nebeneinander durch den herrlich duftenden Wald Deiner Heimat gehen, auf leichten Füßen, weil wir uns doch so sehr lieben. Und weil die Sonne zwischen den Bäumen schimmert und in ihren Strahlen Schmetterlinge fliegen und im Schatten Vögel zwitschern. Ich lege meinen Arm um Deine Schultern und spüre Deinen Atem. Du bist ganz nahe bei mir und durchdringst mich mit Deiner Wärme und dem Leuchten Deiner Augen. Kind, was bist Du schön und wie zart wiegt sich Dein Köpfchen auf dem schlanken Hals. Merkst Du, wie ich drohe, sogar lyrisch zu werden, und kannst Du Dir jetzt vorstellen, wie groß mein Glück wohl sein muß, daß ich es wage, so zu schreiben? Dabei ist dies nur ein schwacher Abglanz von allem, was ich denke. Wenn ich alle Register der Orgel, die in mir spielt, zöge, so würde ich sogar in der tödlichen Gefahr schweben, Dir statt eines Briefes Gedichte zu schreiben. Ich bin vom Glück

betrunken, so daß ich es wagen würde, in die Gesellschaft Goethes oder Deines Rilke hineinzupoltern. In grauer Bescheidenheit sage ich, daß es durchaus möglich ist, daß ich vielleicht nicht alles gleich so gefeilt sagen kann wie die beiden, aber ich würde unvergleichbar gewaltiger sein ... sanfte Gewalt und Ungestüm, jugendliches Ungestüm. Ja, ja, lache nur ruhig über mich und sieh Dir ganz genau an, wie Dein junges Kalb auf der Frühlingswiese sonnentrunken umhertorkelt. Hattest Du das je von mir gedacht: ein Kalb auf einer Frühlingswiese umhertorkelnd? Ach Liebling, küsse mich viel, viel, viel, dann schreibe ich Dir gleich weiter ...

* * *

Du hast natürlich entsetzlich viele Fragen an mich und ich will sie alle beantworten, damit die Leere des Nichtwissens oder des Unbeantwortetbleibens zwischen uns ausgefüllt werde. Ich werde, natürlich, ganz methodisch vorgehen und zu allererst Deine dümmsten Fragen beantworten. Nein, Du brauchst jetzt nicht Deinen Mund zu verziehen zu Deinem wohlbekannten Entrüstungs-Oh! Denn Du mußt wissen, daß Deine dümmsten Fragen mir am liebsten sind. Weil sie doch eingegeben werden von Deiner Liebe zu mir, und Liebe darf doch dumm sein.

Ich weiß, Du willst genau wissen, was alles geschehen ist seit ich Dich zum letzten Mal sah bis zum Empfang meines ersten Briefes aus Nordamerika vor ungefähr einem Jahr. Ich werde Dir alles genau beschreiben, nur darfst Du es mir nicht übel nehmen, wenn ich diese Berichterstattung ab und zu unterbreche mit einigen Eskapaden, wie es sich ein Kalb auf einer Frühlingswiese nun mal erlauben darf ...

Das letzte Mal sahen wir uns am 12. April 1945. Wir waren von einem kurzen Spaziergang durch eine Waldsenke zurückgekommen und der wachhabende Unteroffizier teilte mir mit, unser Chef, der Gruppenführer, wäre in Begleitung des Reichsführers gekommen und wir müßten alle an der Sitzung um 16,15 Uhr teilnehmen. Ich ging vom Wachhabenden zu Dir zurück und sagte Dir, Du solltest nach Hause gehen, denn ich hätte zu tun und könnte nicht, wie verabredet, bis zum Abend bei Dir bleiben. Ein Kübelwagen fuhr mit Dir weg und ich sehe noch, wie Du Dich umdrehtest und auf Deine unnachahmliche Weise mir ein Kußhändchen zuwarfst. Jetzt gestehe ich es: in dem Augenblick ahnte ich, daß es eine Ewigkeit dauern würde, bevor ich Dich wiedersehen würde.

Im großen Konferenzzimmer waren alle meine Kollegen schon versammelt und für mich als Sektionschef war ein Stuhl an der Seite des Gruppenführers frei gehalten. Dann kamen der Gruppenführer und der Reichsführer ins Zimmer. Wir erhoben uns zur Begrüßung, mit einem kurzen Nicken forderte uns der Reichsführer auf, wieder Platz zu nehmen. Ich habe ihn oft sprechen hören, das weißt Du, und ich habe Dir nie verheimlicht, daß seine Augen mir nicht gefielen und sein Kinn einen komischen Eindruck machte und er irgendwie ein Gefühl des Unbehagens verursachte. An jenem Nachmittag stand aber ein anderer da. Es war, als ob er aus der Tiefe des Abgrundes, der vor ihm gähnte, Kräfte heraufbeschwor, die seine Gestalt strafften und seine Worte und Blicke durchbebten. Er sprach zu uns über unsere Arbeit, setzte uns mit kaltem Realismus auseinander, daß der Krieg verloren sei und daß er hoffe, freilich nur mit seiner Vernunft hoffen könne, daß in letzter Minute bei den

westlichen Alliierten doch noch das Verantwortungsbewußtsein für das Abendland siegen werde. Dann klang in der unheimlichen Stille des großen Raumes seine Stimme noch kürzer und verbissener, weil er ab und zu in seinen barschen Dialekt zurückfiel: „Köpfe müssen rollen, unsere Köpfe. Die Notwendigkeit des Reichsschutzes auf mich zu nehmen, hat mich vor der Weltöffentlichkeit nur zum obersten Polizisten gemacht ... deshalb muß auch mein Kopf rollen. Wenn damit die herannahende Katastrophe für das Abendland abgewendet werden kann, ist mein Kopf ein billiger Preis, den zu zahlen ich von allem, was ich war, bin und sein will, gezwungen werde“. Wir hörten atemlos zu, auch die älteren Kollegen, die doch eigentlich diesem Mann, dieser Verkörperung einer Idee viel fremder gegenüberstanden, als wir, die jüngere Generation. Dabei wußte er genau, welcher gemischten Gesellschaft er seine einfache These auslieferte. Wir waren als Wissenschaftler sowieso allen politischen Dingen gegenüber sehr kritisch eingestellt, und äußerten unsere Kritik stets frei weg, vielleicht in dem Bewußtsein, im höchsten Sinne des Wortes unabkömmlich zu sein. Denn die ganze Hoffnung des Volkes und der Front, der politischen Führung und der Soldaten beruhte auf uns. Wir arbeiteten fieberhaft, sparten weder Mittel noch uns selber, und jetzt, rückblickend auf diese Jahre, wage ich zu behaupten, daß die Arbeit unserer kleinen Gemeinschaft vorangetrieben wurde von einem absolut sauberen Patriotismus und von dem Wunsche, der schwer belasteten Front und Heimat Erleichterung zu bringen.

Aus demselben Abstand, den ich jetzt gewonnen, sehe ich auch ein, daß dieser etwas romantische Patriotismus eben nicht ausreicht und für den Riesenkampf, in den

unser Volk und unser Erdteil verwickelt waren, mehr notwendig war, unheimlich viel mehr. Keiner weiß es besser als Du, daß ich diese Meinung seit Ausbruch des Krieges gegen die Sowjet-Union immer wieder geäußert habe. Ich bin mir bewußt, daß ich diese Meinung im Kreise der anders- und lauerdenkenden Kollegen — sie nannten es damals freier denkenden — mit viel zu großer Vehemenz vorgetragen habe und deshalb vielleicht meinen Teil an der Verantwortlichkeit für den großen Mißerfolg auf mich zu nehmen habe. Du hast mit Deinem feinen Einfühlungsvermögen es immer so ad rem gesagt, als Du mir immer wiederholtest — „aber Liebling, Du mußt das doch verstehen, Deine Kollegen sind alle bedeutend älter, sind durch eine andere Schule gegangen als die Deiner Generation, haben eine andere Auffassung von Politik, von Staat und Krieg. Sie leben für ihre Wissenschaft, für ihre Forschung. Und dann kommst Du und marschierst mit schwer genagelten Stiefeln durch ihre stillen Laboratorien und wunderst Dich noch, daß die würdigen Herrschaften von ihren Reagenzgläsern aufschrecken, mißbilligend Deine Erscheinung betrachten und dann mürrisch den Kopf abwenden, ihren Tabellen und Säuren zu.“

Ich habe nie so gut die Wahrheit und die rigorose Exaktheit Deiner Meinung feststellen können als gerade in unserer „kontraktierten“ Gefangenschaft. Da kamen sie an, die älteren Kollegen, und mit einer so kindlichen Ehrlichkeit, daß man ihnen gar nicht böse sein konnte. Sie hatten unendliche Erklärungen an der Hand, um den ganzen Verlauf des Krieges zu argumentieren, sie wußten so genau klar zu machen, daß es der Grundfehler des Dritten Reiches war, die Politik zur Grundlage einer Lebensanschauung machen zu wollen, die ihre Rechte auf jedem

Gebiet forderte, ja sogar auf dem Gebiet des reinen Denkens. Wie viele Stunden habe ich mit dem Versuche vergeudet, ihnen klar zu machen, daß der vom achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zerstückelte Mensch und die aus den Fugen einer sozialen und weltanschaulichen Einheit geratene Menschheit der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts zum ersten Male seit dem Untergang des Mittelalters und seiner Ordnung einer neuen Synthese des Lebens und seiner Triebe, der Muße und der Arbeit, der Pflicht und des Rechts gegenüber gestellt wurden.

Diese Synthese strebte gerade danach, der Zersetzung des Aufteilens ein Ende zu bereiten durch die Schöpfung einer neuen Ganzheit, eines Alls, das aus seinem Wesen heraus total war und deshalb nicht nur das Recht hatte, als Ordnungsmacht auf jedem Gebiet der menschlichen Aktivität anwesend zu sein, sondern viel mehr zur Erhaltung der Reinheit des eigenen Wesens verpflichtet war, über jedem Gebiet der menschlichen Aktivität zu wachen, in jedes Gebiet einzudringen und zu dessen Kernstück zu werden.

Sie antworteten mir, daß die Entwicklung des menschlichen Geistes und der Wissenschaft gerade eine größerer Autonomie für jedes einzelne Gebiet erheische und jede einzelne Wissenschaft, vornehmlich die exakten Wissenschaften, mehr und mehr Selbständigkeit erlangen müßten und sich nicht mehr damit zufrieden geben sollten, schon vor langer Zeit die Vormundschaft der Philosophie von sich geworfen zu haben. Das Gebiet der Wissenschaften sei in den letzten Jahrzehnten schneller Entwicklung von einer konstitutionellen Monarchie, worin die traditionelle Königin aller Wissenschaft noch einige symbolische und

einige reale Machtbefugnisse besäße, zu einer Republik geworden und nur noch den Gesetzen einer Republik unterworfen war.

Manchmal mußte ich schmunzeln, Liebes, als ich erlebte, wie diese würdigen exakten Wissenschaftler in ihrem hitzigen Eifer plötzlich eine mystische Interpretation der Geschichte herbeizerrten, um ihrer Meinung Argumente zu verschaffen. Mit jugendlichem Übermut polterten sie sogar in dem Gebiet der Staatslehre umher, um für ihre Vergleiche wenigstens einen bekannten Faktor zu finden. Anfänglich bestritt ich ihre Meinung mit ihren eigenen Argumenten und wies darauf hin, daß gerade die allerletzte Entwicklung in der Physik den Beweis dafür erbracht hat, daß das letzte aufgeteilte Element, der Endpunkt der ruhelosen analytischen Reisen, in sich wieder eine Synthese beherbergt und deshalb die Notwendigkeit einer allumfassenden Idee, einer Ganzheit, einer Totalität erfüllt werden muß, weil sonst die Gefahr der völligen Anarchie sich am Horizont abzeichnet, sowohl der Wissenschaften als darüberhinaus der menschlichen Gesellschaft. Einmal formulierte ich es so: noch nie haben menschlicher Geist und menschliche Forschung in so kurzer Zeit ein solches Maß der Entwicklung neuer Erkenntnisse erworben. Die Physik, die Chemie, die Mathematik haben schwindelerregende Höhen erreicht, die bis vor kurzem unerreichbar schienen. Und noch nie ist der menschliche Geist so hilflos gewesen und hat mit so ärmlichen Flickmitteln arbeiten müssen, um diesen Errungenschaften Rahmen und Hierarchie zu geben. Anfänglich hinkte die Philosophie noch etwas hinterher, aber jetzt ist sie in weitem Abstand nicht mehr zu sehen. Der Existentialismus maßte sich an, die Bresche aufzufüllen, blähte sich auf

und zerplatzte bei der ersten Berührung mit wissenschaftlicher Strenge und lebendigen Werten. Er ist die Lehre des Todes und der Verneinung, des Todes im Bestehen, der Verneinung im Bejahen. Und jetzt ist es ganz stille geworden auf dem reinsten und nobelsten aller Gebiete des menschlichen Geistes. Darin liegt die endgültige Niederlage unserer Zeit, der Bankrott einer so hoffnungsvoll einsetzenden Entwicklung. Ist es nicht bezeichnend, wie das Bedürfnis nach einer neuen Ganzheit, nach einer neuen Allidee, gerade am schärfsten von denjenigen empfunden wird, die auf den höchsten Gipfeln der Physik, der Mathematik, der Chemie angelangt sind. Dort, in der dünnen Luft jener taumelnden Höhen schnappen sie nach dem Sauerstoff einer umfassenden Idee, und die Landschaft, die sich vor ihren Augen entrollt, erfüllt sie mit einer so großen Unruhe, daß sie sich mit heiligem Ungestüm in die Arme des falschen Alls, der pervertierten Totalität werfen. Denn es ist kein Zufall, daß so viele Spitzenreiter der Wissenschaft und der Forschung in ihrer maßlosen Not Zuflucht genommen haben zur bolschewistischen Lehre.

Es war alles vergebens, keiner der älteren Kollegen wollte auch nur einen Teil meiner Argumentierung akzeptieren. Vielleicht ist die Erklärung dafür die, daß wir Wissenschaftler uns zu oft im eifersüchtig bewachten Turm unseres Wissens und in unsere Labore einschließen und im Suchen nach der exakten Berechnung der Verhältnisse der Dinge den Blick verlieren für die lebendigen Verhältnisse der uns umringenden Wirklichkeit.

Ich kann Dir kaum sagen wie glücklich ich mich fühle, Dir dies alles schreiben und mich so von einem fürchterlichen Druck befreien zu können, der mich fast zu Tode erstickt. Ich weiß, daß meine Genugtuung keine egoi-

stische ist und daß sie von Dir vollkommen geteilt wird. Ich habe in den langen Jahren unserer Trennung zu intensiv mit Dir zusammen gelebt, bin mit Dir zusammen zu tief ins Wesen der Dinge eingedrungen, habe zu gut Deine Fragen gehört, als daß ich nicht wüßte, wie auch Du von meinem ersten wirklichen Brief das forderst, was ich hinein zu legen versuche. War unser Liebesdialog nicht immer ein Gespräch, wie wir es jetzt in diesem Briefe führen? Am Anfang unseres gemeinsamen Lebens haben wir einander gegenseitige Hilfe versprochen bei dem Versuch, dem Wesentlichen im Leben zu folgen und unserem Denken und Trachten den höchst-möglichen Standard zu setzen, weil wir darin wahre und unvergängliche Lebensfreude zu finden gedachten. Und gerade deshalb haben wir uns damals im Karneval, Du als Zigeunerin und ich als Bettelstudent, so köstlich amüsieren können. Und gerade deshalb haben wir den schmerzlichen Verlust unserer beiden Kinder am Dresdener Bombentag so überstehen können, daß wir uns nie allein fühlten. Und gerade deshalb sind wir in den langen Jahren unserer Trennung einander so nahe geblieben, daß wir manchmal fast körperlich das Streicheln unserer Hände gespürt haben. Wir haben einander soviel gegeben, daß wir in einander eine unerschöpfliche Reservekraft haben. Wir haben unseren Glauben nie aufgegeben, nichts hat uns ihn erschüttern können. Wir sind so stark, daß wir wider allen Schein sagen können: natürlich, wir wußten es besser, wir wissen es besser. —

Ich darf nicht vergessen Dir noch zu sagen, daß ich irgendwie die Margueriten nicht mehr so gern habe wie früher und sie, um es Dir offen zu gestehen, nicht mehr meine Lieblingsblumen sind. Ich brenne vor Neugier zu hören, wie es bei Dir um die Blumen steht.

*

Dieser erste Brief regt mich doch wohl sehr auf, denn ich stelle eben mit einem Schaudern fest, daß ich fürchterlich abgeschweift bin. Ich bin von den letzten Worten Himmlers schnurstracks bei den Margueriten gelandet. Welch eine Disziplinlosigkeit, o tempora, o mores. Soll ich es nun wieder gut machen, indem ich weiter erzähle, oder erlaubst Du mir eine kleine Schizophrenie, die ja neuerdings die offiziell proklamierte Modekrankheit von uns Wissenschaftlern geworden ist? Ach, laß mich ab und zu einen Gedankensprung machen, das wirkt irgendwie erfrischend und erleichternd, für Dich, wie für mich. Ich bin auch zu sehr erfüllt von Gedanken, teilweise sehr beunruhigenden, als daß ich mich jetzt schon der strikten Chronologie der Geschehnisse unterwerfen kann: Du verstehst mich doch?

Ja, diese Schizophrenie hat es in sich: Als sie zum ersten Mal erwähnt wurde im dunklen Gerichtssaal des Old Bail in London — wie gut wir informiert sind, was? — wurde achtundvierzig Stunden später eine kleine Armee von Psychiatern auf uns losgelassen, um zu untersuchen, ob wir auch nicht irgendwelche Symptome dieser Krankheit der gespaltenen Persönlichkeit aufwiesen und in dieser Weise „die Sicherheit der Vereinigten Staaten" in Gefahr brächten. Du kannst Dir so etwas vorstellen, Liebling, so eine Armee von Psychiatern, denn Du hast nicht umsonst schon nach dem ersten Semester die Psychologie an den Nagel gehängt. Aber damit kannst Du Dir noch lange nicht vorstellen, was eine kleine Armee von nordamerikanischen Psychiatern zu leisten vermag. Wir haben uns krumm gelacht und Du weißt doch, was für ein begeisterter und zugleich schwer zu befriedigender Kleinkunstfeinschmecker ich von Haus aus bin. Einen Augenblick lang haben wir vorgehabt, uns stur-

weg zu weigern, uns dieser technokratischen Kinderei zu unterwerfen und wollten uns auf unsere menschliche Würde berufen. Dann haben wir, als echte Forscher, die wir sind, gemeint, wir dürften uns diese einzigartige Gelegenheit zu einer belustigenden Introspektion und gleichzeitigen Inspektion der seelischen Innenarchitektur der uns Introspizierenden nicht so ohne weiteres entgehen lassen. Und wie haben wir gelacht, Tränen haben wir gelacht ... Das fing mit einer Traumanalyse an und hörte mit Registrierapparaten für unsere Regungen beim Anschauen französischer galanter Rokokobilder auf. Wir haben aber keinen der introspizierenden Psychiater aus der Ruhe bringen können, mit tödlichem Ernst hörten sie auch unseren wildesten Unsinn an. Meinem Traumanalysator — ich hätte fast geschrieben: meinem Traumkatalysator — erzählte ich, daß in jedem meiner Träume eine merkwürdige mathematische Formel vorkomme und zwar eine angeblich sehr einfache, nämlich: $X + Y - 2 = BR^2$. Das eine Mal erscheine die Formel auf einem kostbaren goldenen Renaissance-Gobelin in weißen Buchstaben auf einem purpurroten Hintergrund, das andere Mal stehe sie mit unsichtbarer Tinte auf einem duftigen Damentaschentuch, ein drittes Mal sei sie in dem sonderbar geformten Kopfe einer einsamen Kuh im Berliner Wintergarten eingebrannt, dann wieder sähe ich sie plötzlich als Reklameschild für Vermouth am Rande einer großen Autostraße, auch sei es schon vorgekommen, daß diese Formel mit kostbarer Seide auf meinem Bauch eingestickt von einem meiner traumbefangenen Augen entdeckt wurde, machte ich aber das zweite Auge auf, dann wäre der Spuk plötzlich weg. Mein Psychiater schwieg geraume Zeit, senkte dann seinen stechenden Blick durch die schwer gelagerte Brille in mein Auge und fragte mit Grabes-

stimme: „Haben Sie pantheistische Tendenzen?“ Als ich dies mit einem Salonlächeln verneinte, sagte er mit greifbarer Selbstzufriedenheit und im Tonfall des Unwiderlegbaren: „Doch, doch ... Sie sind es ... und wenn Sie in sich selber Klarheit geschaffen haben, werden Sie es auch feststellen können ... Denken Sie mal darüber nach ...“

Du siehst, Liebes, wie auch bei uns der graue Alltag manchmal unterbrochen wird. Aber ich höre auch schon Deine Frage, warum ich unsere neumodische Krankheit nur in Verbindung mit einigen komischen Psychiatern bespreche und sorgfältig jenen Mann umgehe, der im dunklen Saal des Old Bail die Geburt dieser neuen Wissenschaftlerkrankheit auslöste. Ich weiß, Du wirst kaum weniger als ich an ihn gedacht haben, in den Tagen, da er die Weltaufmerksamkeit auf sich lenkte und so zum Symbol der geistigen Krankheit unserer Zeit wurde. Du hast Klaus damals in unserer Universitätszeit in Leipzig bestimmt nicht weniger gern gehabt als ich und Du weißt, wie ich ihm nicht nur meine Achtung als Mensch entgegenbrachte, sondern auch, anfänglich als erster und einziger, seine unglaubliche Begabung hervorhob, die mir sowohl bei den Vorlesungen in der Universität als auch im Seminar, im Labor, bei den praktischen Arbeiten aufgefallen war. Ich höre noch, wie unser guter alter Mathematikprofessor zu mir sagte: „Nein, Fuchs ist zu verträumt, um je ein guter Mathematiker werden zu können“. Er verstand nicht — genau so wenig wie meine ehrwürdigen älteren deutschen Kollegen hier im Saltlake — daß wir, die neue Generation der Wissenschaftler, uns eben nicht mehr mit dem bloßen Fachwissen zufrieden fühlen konnten. Mit unserem unbelasteten und unverbrauchten Instinkt ahnten wir

schon zu welcher Entwicklung die Wissenschaft in den nächsten Jahrzehnten und sogar Jahren berufen war, deshalb wünschten wir nicht nur eine Antwort auf fachliche Probleme, sondern erwarteten eine neue Ganzheitsordnung. Diese Erwartung wurde dann bequemerweise Verträumtheit genannt.

Der tiefere Grund unserer Sympathie für Klaus war wohl, daß auch er diesen unausweichlichen Drang nach einer befriedigenden Gesamtlösung empfand, daß auch er rastlos nach einer Totalität suchte, in der die neuesten und die künftigen Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihren Platz beziehen könnten. Nur suchte er nach links und wir suchten nach rechts. Nur haben wir es gefunden, haben am Ende unseres langen schwierigen Weges, in der dunkelsten Nacht, die sich je über ein Volk in seiner Niederlage senkte, diesen guten Stern unseres Wissens wiedergefunden, der uns aus der Dunkelheit herausführte in das grelle, unbarmherzige Licht der Nachkriegszeit. Nach einem fürchterlichen Krieg, nach einer fürchterlicheren Niederlage, unter den fürchterlichsten Umständen, in denen sich unser Volk und jeder von uns befindet, ist unsere größte Stärke das Wissen um die Richtigkeit unseres Glaubens, das Wissen um die Exaktheit unserer Lösung für die großen wie für die kleinen, für die wesentlichen, wie für die akzidentellen Probleme. Zum ersten Mal in der Geschichte unseres Volkes haben wir eine Idee und den Mut zur Totalität einer Idee, und darum sind wir zum ersten Mal in der Geschichte trotz unserer Niederlage doch als Sieger aus einem Krieg hervorgegangen. Klaus suchte nach links und in seltsamem Wirrwarr von theologisch-humanitären Ketzereien — einem väterlichen Erbstück — und rationellen Zwecksmäßig-

keitsüberlegungen glaubte er die Heilslehre bei Marx und Lenin gefunden zu haben. Du weißt, wie lange er auf des Messers Schneide stand und wie nahe er unserer Lösung gestanden hat, wie wir um ihn gerungen haben, denn er hatte eine kostbare Jüngerseele in sich. Klaus ist auch einen schwierigen Weg gegangen und hat in apostolischem Eifer die harten Konsequenzen seiner Wahl auf sich genommen. Und am Ende seines Weges stand die Enttäuschung, die gähnende Leere, war er eine Fliege, eine hilflose Fliege in einem unerbittlichen Spinnennetz. Die gelehrten Dummen fanden dann die Schizophrenie als Hokuspokus-Lösung des in ihm verkörperten Problems; er wurde von heut auf morgen der Prototyp der gespaltenen Persönlichkeit, und man versuchte sogar, einen feilen Verräter aus ihm zu machen. Aber jene Welt, die unter einer würdigen Perücke Worte hervorstammelte, die den Verräter Klaus Fuchs peitschen sollten, weil er die Gastfreundschaft seines Wahllandes mißbraucht hätte, wußte kein Wort der Anerkennung zu finden für Klaus' Arbeit, die seinem Gastland Jahre der Forschung und des Studiums ersparten, kein Wort des auch nur leisesten Verstehens seiner Problematik. Jene Welt unter der weißen Perücke will allem Anschein nach noch immer nicht verstehen, daß es nur unter unserem Kreuz und unter dem Roten Stern Kläuse gibt, aber bei ihr nicht.

*

Oh, mein Liebling, ich habe kein Recht, in meinem ersten Brief meine Bitterkeit schon auf Dich überlaufen zu lassen, Dich mit meinen beißenden Worten anzufallen. Jetzt werde ich mich daher zwingen, meine Berichterstattung fortzusetzen von dort an, wo ich sie feige abgebrochen habe. Ich tue das nur, weil ich verstehe, wie Du

jede Lücke in Deinem Wissen um mich ausfüllen möchtest. Und ich habe Dir schon gesagt, daß alles Geschehene einen tiefen Sinn hat und eine Bedeutung, die uns manchmal erst jetzt bewußt wird.

Himmler sprach nicht lange zu uns, vielleicht zehn Minuten. Nachdem er seine persönliche Lage klar gemacht hatte, sprach er mit kalter Eindringlichkeit über unsere Zukunft. Er sagte uns, die Alliierten hätten schon alles vorbereitet, um gegen uns Wissenschaftler eine Treibjagd anzusetzen, gegen die sogar seine eigene, vor allem im Ausland immer als polizeitechnisch perfekt geltende Leistung nur als unbeholfener Dilettantismus erscheinen würde. Er meinte, es bliebe dem Kriterium jedes Einzelnen überlassen, von wem er sich einfangen ließe. Allerdings sei es seine Überzeugung, unser Platz könne nie an der Seite des Ostens sein. Als ihn darauf unser französischer Kollege (als einziger ausländischer Wissenschaftler war ein Franzose in unseren Sektor aufgenommen worden, er kam freiwillig und wurde von Himmler gegen sehr viel amtlichen Widerstand gehalten), hitzig unterbrach und mit seinem lustigen Akzent versuchte klar zu machen, daß wir, „das neue Europa", doch gerade vom Westen in die Arme des Bolschewismus getrieben würden, daß wir seiner Meinung nach unter keinen Umständen die Früchte, die durch maßlose Opferbereitschaft des deutschen Volkes und wissenschaftlichen Einsatz der positiven europäischen Kräfte so gut wie zur Reife gelangt wären, einfach widerstandslos dem Westen ausliefern könnten, da sonst der Westen auf Grund *unserer* Arbeit einen derartigen waffentechnischen Vorsprung bekommen würde, daß er sich in seiner Selbstherrlichkeit erlauben würde, seine Willkür an uns auszutoben, zumal er sich dann nicht gehemmt fühlen brauchte

von dem riesigen Sowjetischen Militärpotential, da hörte Himmler ihn anfänglich mit einem flüchtigen Lächeln an, wurde dann aber sehr ernst. Er antwortete, er hätte auch in sich selber einen Kampf ausgetragen zwischen dem Gefühl und der nüchternen historischen Berechnung; — alles weise darauf hin, daß Europa so oder so verloren wäre, und er wage sich nicht auszumalen, welche Gefahr das europäische Weiterleben m e h r bedrohe: die Gefahr des primitiven, plumpen Ostens oder die Gefahr des raffinierteren, tiefer zersetzenden Westens. Es gäbe aber ein Argument, vor dem alles zu schweigen hätte, auch jener Ruf nach berechtigter Rache, auch der Hunger nach selbstvernichtender Vergeltung: Das „Frau herr!“ dürfe nicht weiter nach dem Westen vordringen, weil damit jede biologische Basis einer europäischen und damit deutschen Renaissance vernichtet würde.

Es war ein erschütternder Augenblick, und hinterher sagte mir unser Chef, der Gruppenführer, ein wirklicher Intimus des Reichführers, daß er Himmler noch nie so erlebt hätte. Es war alles so unwirklich und doch greifbar, die Atmosphäre der kommenden Niederlage, die stickige Luft der herannahenden Zersetzung, das fieberhafte Hoffen auf ein Wunder, die grausame Perspektive einer sich schon mit erschreckend deutlichen Konturen abzeichnenden Zukunft, das Gefühl, Ohren- und Augenzeuge des Zusammenbruches einer ganzen Welt in einer Rauchwolke der Vernichtung zu sein ... dann dieser Mann, dieser bessere Dorfschulmeister mit seinem nichtssagenden Gesicht und seinem auffallenden Akzent, der es wagte, in der Stunde des eigenen Unterganges kompromißlos und mit der harten Sprache einer auf jede menschliche Kleinheit verzichtenden Pflicht denjenigen ins Gesicht zu springen, die doch glaubten,

diesem gigantischen Schergen und Häscher weit überlegen zu sein. Wir wankten am Rande eines Abgrundes, aus dem uns das dunkle Nichts entgegengähnte; und als wir aus allen Poren unserer Haut die doch so menschliche Angst hervorquellen fühlten und weiß Gott in einem Untergangsrausch der Vernichtung versinken wollten, da sprach dieser Mann einen kategorischen Imperativ aus, der an eine fast unmenschliche Ethik appellierte. Er wagte es, uns in dieser Stunde an unsere Pflicht gegenüber Europa zu erinnern. War diese Pflicht nicht längst im Heulen der Bomben auf unsere Kinder und Kathedralen gestorben, zerstäubt zwischen den Walzen der Rotationspressen, die jeden Tag in den alliierten Ländern den Verrat an Europa und seine Auslieferung an die Sowjets schamlos schwarz auf weiß malten? War diese Pflicht nicht längst zerredet von Tausenden von Beelzebubzungen, die hinter Tausenden von Mikrophonen ihr geiferndes Gift in die Ohren der Menschheit tropften, jeden Tag, jede Stunde? Diese Gedanken gingen mir damals durch den Kopf wie heute, und ich glaube, kein Chauvinist zu sein, wenn ich jetzt sage: Umgeben von Tod und Vernichtung, gefangen in den Tatzen des blutigen Ungeheuers und wissend, daß die Feinde nur Instrumente des Unterganges sind, gehandhabt von einigen teuflischen Elementen, die kraft ihres Wesens zur Vernichtung bestimmt, alles Lebendige vernichten wollen und deshalb unserem neuen Deutschland und unserem neuen Europa den Tod geschworen hatten ... da muß man eben Deutscher sein, um noch in den letzten Sekunden vor dem eigenen Tode an Pflicht denken zu können. Besonders wenn diese Pflicht gegen jedes primäre Gefühl, gegen jeden animalischen Instinkt geht und eine Sprache spricht, für die das maßlose eigene Leid einen taub machen könnte.

Weißt Du, wenn ich hierüber nachdenke, kommt es mir manchmal vor, als ob eine Vorsehung unser Volk mit den schönsten Gaben ausgestattet hat, um es noch tiefer stürzen zu lassen, und daß ein grausames Schicksal uns die Kraft verlieh, in der schwächsten Stunde des Seins an ein heiliges Müssen zu denken, dessen Verachtung und Verneinung unseren Feinden den Sieg über uns einbrachte. Nichtsdestoweniger ist vielerorts in der Welt nach 1944 der Deutsche der Inbegriff einer merkwürdigen Kombination von Fleiß, Anständigkeit und unmenschlicher Grausamkeit geworden. Und um ehrlich zu sein, haben wir allen Anlaß dazu gegeben, weil wir ungeschickt waren und die Technik des notwendigen Bösen nicht beherrschten. Wir haben nichts getan, was nicht andere schon vor uns taten, was die anderen nicht jetzt noch tun und immer tun werden. Trotzdem sind wir die Grausamen, wenn auch zum Beispiel die so tränenrührend beschriebenen belgischen Zwangsarbeiter jetzt, so viele Jahre nach dem Kriege, in großen Gruppen die Arbeitsstätte ihrer unmenschlichen Zwangsarbeit besuchen, begleitet von ihren Frauen und Kindern, und sich von der Kruppdirektion bewirten lassen und Trinksprüche ausbringen auf die mitten im Kriege angeknüpfte Kameradschaft mit ihren deutschen Arbeitskollegen. Aber Du, die in all diesen langen grauen Jahren in Deutschland blieb, kannst mir vielleicht selbst viel treffendere Beispiele geben, denn das einzige, was ich weiß, ist nur ab und zu eine schamhaft in eine Ecke gedrückte Zeitungsnotiz.

Aber ich kehre zurück zu meiner Geschichte. Wir sind nach der Ansprache des Reichsführers an unsere Arbeitsstellen zurückgekehrt, keiner hat von der uns angebotenen Freiheit Gebrauch machen wollen. Jede Hiobs-

botschaft, die uns von den Fronten erreichte, beantworteten wir mit noch fanatischerer Arbeit. Bis der Tag kam, an dem alles aus war und der Mann, der als einziger das Ganze zusammenhielt, den Tod fand. Ich habe dann lange daran gedacht, auch aus dem Leben scheiden zu müssen. Jetzt weiß ich, daß ich dies unterließ, weil ich den Appell an unsere Pflicht gehört hatte, weil ich glaubte, meinem Volke und meinem Erdteil verpflichtet zu sein, am Leben zu bleiben um mitzuhelfen, die Flamme wachzuhalten. Wenn ich es aber kritisch überlege, verdanken wir beide, Du wie ich, vielleicht unser Leben nur dem Umstand, daß wir nicht beieinander waren und auf diese Weise nicht gemeinsam den Entschluß fassen konnten. Willst Du mir mal auf meine unausgesprochenen Fragen antworten? Aber nur, wenn Du ganz rein denkst und fühlst, wenn Du in Dir selber eine solch große Ruhe spürst, daß Du das Atmen Deiner Seele hören kannst.

Das Kriegsende wirbelte uns auseinander, wir ließen uns vom Zufall verwehen in alle Ecken Deutschlands. Mein lieber französischer Kamerad faßte den Entschluß, sich den Franzosen zu stellen, „damit ich endlich mal Gelegenheit habe, in Frankreich ein Wörtchen zu sagen, und was sie dann nachher mit mir oder aus mir machen, ist mir egal, denn ich habe so ein bestimmtes Gefühl, als wenn schon einer meiner Ahnen von Neros Löwen verfrühstückt worden ist“. Ich tauchte erst in der Umgebung von Hamburg unter und konnte sogar ziemlich schnell Arbeit finden ... als Laborant bei einem komischen Gesellen, der um jeden Preis im Monat Juni des Jahres neunzehnhundertfünfundvierzig Zahnpasta machen wollte. Ich blieb einige Wochen bei ihm und gewann ihn rasch lieb: er war ein Phantast von der guten Sorte, so

ein Typ, der kommerzielle Berechnungen mit sozialen Absichten spickt und es ehrlich meint. Er sagte mit großem Nachdruck, gerade die Niederlage verpflichte ihn dazu, wenigstens die Zähne der Deutschen vor dem Verfall zu retten. Kannst Du Dir meine Gespräche mit ihm vorstellen? Ich erwähnte natürlich nie mit einem Wort meine Tätigkeit, denn Du weißt wie sehr die Vorsicht mir angeboren und von Dir recht gut kultiviert ist. Darum auch konnte ich mich in jener Zeit der wildesten Gerüchte nicht entschließen, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Ich trug tagelang einen Brief an Dich mit mir herum, den ich meinem Zahnpastagesellen übergeben wollte mit der Bitte, ihn zu öffnen und an Deine Versteckadresse zu schicken, wenn ich länger als achtundvierzig Stunden vom Laboratorium weg bliebe. Die Vorsicht aber hinderte mich daran, den Brief zu übergeben und so vernichtete ich ihn wieder. Eines Nachmittags ging ich auf der Straße und glaubte plötzlich, ein bekanntes Gesicht zu sehen, ich war so verdutzt, daß ich stehen blieb und der bekannte Unbekannte sich rasch entfernen konnte. Ich ging zurück nach Hause, fühlte mich unruhig, ohne einen bestimmten Grund zu haben. Eine Stunde später war ich vollauf in meine Arbeit über einem Topf brubbelnder Zahnpasta vertieft, als ich plötzlich laut, deutlich und ganz nahe meinen Namen hörte und meinen akademischen Titel in aller Feierlichkeit dazu. Dann war ich gefangen, und der formelle Grund meiner Verhaftung war der Besitz einer Schußwaffe: die kleine Damenpistole, die Du mir zu Anfang des Krieges schenktest, und die ich als Talisman immer mit mir herumtrug, in der Hoffnung, mich so oder so einer eventuellen Gefangenschaft entziehen zu können. Formell waren die Herren jedenfalls, und das gehört zur von uns nie verstandenen guten Technik des Bösen.

Nach ungefähr einer Woche im Gefängnis hörte ich vom Wärter, daß ich ein ganz berühmter Mann sein müßte, denn er könne mir verraten, wie er auf der Schreibstube gehört habe, daß ein Anruf gekommen sei, ich sollte noch am gleichen Abend mit einem Flugzeug abgeholt werden, der Gefängnisdirektor persönlich wäre für mein Wohlergehen und eine ausgezeichnete Behandlung verantwortlich. Tatsächlich wurde ich abgeholt und zwar von einem Obersten, einem Major und einem Herrn in Zivil, die sich eingehend erkundigten, ob es mir in den Tagen meiner Haft an etwas gefehlt habe und ich irgendwelche Beschwerde hätte. Also waren auch diese Herren sehr formell, aber der Superlativ kommt noch: im alliierten Hauptquartier wurde ich befragt, ob ich keine Lust hätte, in Nordamerika unter den besten Umständen und mit unbeschränkten Mitteln meine wissenschaftlichen Forschungen fortzusetzen, zumal doch in Deutschland hierzu in absehbahrer Zeit „leider" keine Möglichkeit vorhanden sein würde. Die Herren gaben mir die formelle Versicherung, in voller Freiheit arbeiten und leben und nach einiger Zeit auch meine Angehörigen hinüberholen zu können. Ich bedankte mich und hielt eine kleinere, vielleicht etwas agressive Rede, um meine Weigerung zu erklären. Dann sagte man mir, daß Professor H. — Du weißt, mein Lieblingsprofessor — schon drüben wäre und mit einer ganzen Reihe meiner Kollegen arbeite, vollkommen unabhängig, selbstverständlich überwacht, wie ja auch jeder nordamerikanische Wissenschaftler auf unserem Sektor überwacht würde. Es ständen aber so unbegrenzte Mittel zur Verfügung, daß der Professor wiederholt erklärt habe, er hätte sich so etwas nie träumen lassen. Ich wankte innerlich etwas, habe mich dann auch zum zweiten Mal für die Ehre bedankt. Darauf sagten die Herren, es eile nicht, ich

könnte es mir ein paar Tage überlegen und ... ich wäre doch auch verheiratet, ob ich denn nichts von meiner Frau wüßte, denn in dem Hause, in dem wir vor Kriegsausbruch wohnten und das auch jetzt noch auf meinen Namen laute, wäre sie nicht ausfindig zu machen. Da fühlte ich zum ersten Mal Angst um Dich. Wir hatten ja alles so gut vorbereitet, und ich wußte auch innerlich, daß Dir nichts passiert und Dein Versteck nur Deiner Freundin und mir bekannt war. Ich hätte damals ein Königreich dafür gegeben, Dich sehen zu können. Die Versuchung war groß, die Vorsicht größer und die Perspektive der Möglichkeit, daß die formellen Herren Dich vielleicht auf Gott weiß welche Art dazu gebrauchen würden, meinen Willen umzustimmen, war so entsetzlich, daß ich mein Verlangen nach Dir sofort unterdrückte. Ich bekam vier Tage Zeit, mir das Angebot zu überlegen, blieb jedoch bei meiner ursprünglichen Meinung. Als ich dann den Herren am Abend des vierten Tages höflich und klar meine Weigerung kund tat, wurden sie unformell und sagten, daß sie sich dann leider dazu gezwungen sähen, mich zur Mitarbeit zu verpflichten, weil es ja „letztlich um Leben und Tod der westlichen Welt und der Freiheit ginge“. Das war mir dann doch ein zu grober Witz. Aber anderen Tags saß ich schon im Flugzeug Richtung United States. Merkwürdigerweise machten wir in England keine Zwischenlandung — das wurde wohl als Konkurrenzunternehmen angesehen — sondern in Irland. Ich überlegte, wie merkwürdig es war, daß ich im britischen Jagdrevier von Amerikanern eingefangen wurde, erklärte mir das aber dann mit dem heftigen Konkurrenzkampf, den Himmler uns schon angekündigt hatte. In Amerika entdeckte ich, daß weder der Professor noch die teuren Kollegen da waren, und als ich nach ihnen fragte, sagte

mir ein Amerikaner: „Die werden schon noch kommen, uns entgeht keiner!“ Ich weiß bis heute noch nicht, ob ich damals glattweg belogen worden bin oder ob es ein Fehler in der amerikanischen Nachrichtenorganisation war. Denn nachdem ich schon fast ein Jahr in Amerika „kontraktiert“ war, erzählte mir ein neuangekommener Kollege, seines Wissens würde ich in Deutschland noch immer eifrig gesucht, genau wie Professor H. Wir haben dann daraus gefolgert, daß irgend etwas mit den amerikanischen Listen nicht stimmen konnte, bzw. daß der Konkurrenzkampf mit Moskau um uns so groß ist, daß jeder versucht, dem anderen etwas vorzumachen.

*

Es hat Monate gedauert, bevor ich mich dazu entschließen konnte, mitzumachen. Lag es nicht im Sinne meines Reichsführers und unseres Ordens, mein Wissen zu verwenden um wenigstens das Allerschlimmste zu verhindern, das „Frau herrr!“? Manchmal sagte ich mir, wenn ich als Wissenschaftler denen meine Mitarbeit gebe, was soll dann deutsche Politiker daran hindern, ebenfalls mitzumachen? Ich muß Dir offen sagen, bis jetzt kann ich noch keine klare Antwort auf diese Frage geben. Aber ich glaube irgendwie nicht, daß ich an sich etwas Falsches tue. Ist es nicht richtig, dem Amerikaner klar zu machen, was und wer wir sind, unsere Unersetzbarkeit, jawohl, unsere Notwendigkeit unter Beweis zu stellen? Es ist mir allerdings ein gräßlicher Gedanke, mit Leuten arbeiten zu müssen, die ich zwar nie hier gesehen habe, aber deren Existenz in Amerika ich kenne und von denen ich weiß, daß sie teilweise vor, teilweise nach dem zwanzigsten Juli neunzehnhundertvier-

undvierzig, aber alle zu einer Zeit, da Deutschland noch um Leben und Tod mit seinen Feinden rang, ihr deutsches Wissen und Können Nordamerika zur Verfügung gestellt haben. Wenn ich nur daran denke, könnte mich selbst die größte Freude, die ich immer an meinen Arbeiten gehabt habe und noch habe, nicht dazu bewegen, auch nur einen Augenblick länger mitzumachen. Aber der ganze Komplex von Faktoren und Umständen hat mich zu der Überzeugung kommen lassen, daß meine Arbeit nicht zum Schaden meines eigenen Volkes verwendet werden kann und letztlich der Verteidigung des Abendlandes dient. Und ist es eine kindliche Illusion, wenn ich glaube, daß die Vervollkommnung meiner Arbeit früher oder später sogar unserem eigenen Deutschland wieder nutzbar gemacht werden könnte? Denn ebenso wenig wie uns kann man doch Deutschland für ewig gefangen halten. Ist die restliche Kraft, die unserem Volke verblieb, nicht groß genug, um uns wieder aus den Trümmern unserer Städte und Ideale zu neuem Leben emporzuheben, zu neuem Wirken, zu neuem Glauben? Wenn ich hieran denke, wird es wieder ganz ruhig in mir. Vor allem weil ich weiß, Du teilst meine Gedanken, teilst sie und heißt sie gut.

*

Für ein erstes Mal habe ich Dir genug geschrieben. Ich bin müde. Es war eine unvorstellbare Anstrengung, dies alles in Worte zu zwingen. Dabei ließ ich Vieles unerwähnt, weil es eben noch nicht reif genug ist, in Worten Form zu finden. Ich will aber nicht unterlassen, auch Dir die Stärkung mitzugeben, die mir selber über unsägliche Schwierigkeiten hinweg geholfen hat: das

Wissen um die Endlösung, die im Keime unserer SS-Idee verborgen lag und nie zu voller Kraft und vollem Wachstum sich entfalten konnte, weil der Krieg mit seinen harten Notwendigkeiten keinen Raum dafür ließ, weil der Krieg kraft seines Wesens uns mit den Notwendigkeiten des „Heute" so stark beanspruchte, daß die Möglichkeiten „Morgen" und ihre behutsame Kultivierung stets zurückgedrängt werden mußten.

Es genügt nicht, daß wir uns in der Ablehnung des Bolschewismus erschöpfen. Wir haben selbst etwas zu bieten. Der marxistischen Milieutheorie stellen wir die Erbwerte entgegen. Der Mensch ist für uns nicht lediglich das Produkt seiner Umgebung, sondern das Ergebnis eines jahrtausendelangen Erbganges. Das wertvollste Blut bedarf aber der Pflege. Ihm gehört die Führung und muß ihm, wenn nötig mit Gewalt, eingeräumt werden. Das ist unsere Idee. Das Milieu aber, in dem wir zu leben haben, nehmen wir nicht als gegebene Tatsache hin, sondern betrachten es als unsere Aufgabe, es zu gestalten, und zwar so, daß die ererbten Eigenschaften und Wesenszüge unseres Blutes sich darin frei und möglichst vollkommen entfalten können.

Jetzt, in dieser Nachkriegszeit, nach unserer Niederlage, wird jeder von uns Träger dieses reinen Gedankens sein, solange die Flamme noch in seinem Herzen brennt, solange die Idee seinen Kopf noch bezwingen kann.

Liebes, vieles blieb unausgesprochen, aber ich weiß, mancher Gedanke ist Dir wie eine Liebkosung, und unsere verhärteten Körper können die schlummernde Weichheit der Sinne für lange Zeit vergessen, weil wir

in unseren Gedanken, in unserer Idee einen Halt finden, der uns stark und mächtig macht, sogar gegenüber der Gewalt der Sinne. So küsse ich Dich zur guten Nacht, ganz zart und keusch, mit einem Kuß der reingebrannt wurde von meinem Verlangen nach Dir.
Gute Nacht, Herrliches ... meine Liebe wacht.

Dein

Horst.

IV.

Ganz leise wurde die Tür hinter Pieter de Hoog geschlossen, viel zu leise. Pieter hatte in den kurzen Jahren seiner Jugend viel gelesen, von Silvio Pellico bis zu Arthur Köstler, wußte ziemlich genau zu beschreiben, wie eine Gefängnistür zuschlägt. Diese Tür aber schlug nicht vorschriftsmäßig zu; überhaupt war das Gefängnis nicht vorschriftsmäßig. Zwar streckten vorschriftsmäßig kahle Wände ihm ihre Nacktheit entgegen und ebenso vorschriftsmäßig gaben fünfzig mal fünfzehn Zentimeter einen eingeengten Blick auf den Himmel frei ... das heißt, Pieter vermutete dort den Himmel, denn es war dunkle Nacht und der Scheinwerfer blendete so stark in die Zellen hinein, daß er nichts von der Außenwelt wahrnehmen konnte.

Da das über Europa hinwegbrausende Schicksal der letzten Jahrzehnte kaum einem Manne zwischen siebzehn und einundneunzig die intimsten Kenntnisse des Gefangenseins erspart hat, wäre es eigentlich uninteressant, die Leere der Zelle Pieter de Hoogs und die Leere seines Vegetierens in dieser Zelle zu schildern. Weil aber andrerseits kaum ein Mann der bereits heranwachsenden Generationen Europas nicht in seinem

Leben das Innere einer Zelle noch mal kennenlernen wird, gebietet der allgemeine Bildungshunger, die Beschreibung der absoluten Leere trotzdem zu versuchen.

Pieter de Hoog wagte sich nicht völlig in seine neuen Lebenskubikmeter hinein und blieb, den Rücken gegen die Tür gelehnt, stehen, um so seinen eigenen Atem zu belauschen. Für die üblichen Gefängnisgeräusche hatte er noch kein Ohr, und die von ihm gelesenen Autoren hatten anscheinend ebenfalls kein Ohr gehabt für diese Onomatopaen, die das Klangbild eines Gefängnisses bestimmen. Sein Blick suchte die Wände ab nach den vorschriftsmäßigen Einkratzungen der vorhergehenden Residenten. Erstere sind ja laut Vorschrift strengstens verboten, werden aber, ebenfalls laut Vorschrift, von jedem Autor erwähnt. Daß diese Einkratzungen fehlten, beunruhigte Pieter. Er kramte in seinem Gedächtnis nach anderen literarischen Erinnerungen, die ihm als Stützpunkte für seine verschwommenen Gefühle und Eindrücke dienen könnten. Er fand nichts. Da packte ihn die große Unruhe, und er war über sich selbst verwundert, als er sich ertappte, wie er mit beiden Händen fast streichelnd die Mauern abtastete nach irgendetwas Menschlichem, und wenn es nur ein Datum, ein erotisches Ausrufezeichen oder ein eingekratzter Fluch gewesen wäre. Dann hörte er plötzlich ein helles, dummes, verletzendes Lachen hinter sich und drehte sich mit einem Ruck um. Er sah nichts. Er wußte aber, woher das Lachen kommen mußte. Er entdeckte das vorschriftsmäßige Guckloch und dahinter ein riesengroßes Auge mit viel fahlleuchtendem Weiß und mit einem dunkel funkelnden Fleck in der Mitte. Er starrte dieses Auge an und erinnerte sich der Weltuntergangsszenen im Gemeindeschlachthaus zu Arnhem, wo die Köpfe der ge-

töteten Kühe umherlagen, mit weit aufgesperrten unheimlich lidlosen Augen, die verwundert das Treiben und Tun der geschäftigen Menschen zu beobachten schienen. Jetzt wußte er wieder, daß es auch im Gemeindeschlachthaus war, wo er das erste Mal dieses Lachen gehört hatte. Und vom Schlachthaus in Arnhem fiel ihm der Gedankensprung zum Schlachtlamm aus der Bibel gar nicht so schwer. Er spürte zum erstenmal etwas wie Genugtuung in diesem Erinnerungsbild, denn es gab ihm das Gefühl ein unschuldiges Schlachtlamm zu sein, das tapfer den Weg zum Opfertode stapft.

Was würde jetzt geschehen, wie würde er sich halten? Was würde er machen, wenn jene anfingen, ihn auszufragen? Auszufragen mit allen Mitteln der modernen Technik, sozusagen mit einem renovierten chinesischen System, mit dessen tausendjahralter grausamer Zweckmäßigkeit, aber gleichzeitig für den Fragenden den Komfort der modernen Technik in sich verkörpernd. Auch diese Technik konnte er sich lebendig vorstellen, denn Pieter hatte eine rege Phantasie. Er zitterte keinen Augenblick bei diesem Gedanken, er fühlte sich stark, geladen, voller Abwehrkraft gegen seine Feinde, einer Kraft, die ihm zur gegebenen Stunde sogar den Angriff ermöglichen würde. Er beabsichtigte nicht, den Geschlagenen zu spielen, er beabsichtigte, der Starke zu bleiben, der er war.

Die langen Monate auf einem friesischen Bauernhof, wo er sich versteckt hatte vor dem Zugriff der Justiz, hatten auch seine Körperkräfte vermehrt. Denn er hatte mitgearbeitet auf dem Hofe, wenn es ihm paßte, und in der Sonne gelegen, wenn er zur Arbeit keine Lust verspürte. Als er dann bei der ersten heimlichen Fahrt

zu seiner Mutter direkt vor der Haustür von zwei Beamten weggeschnappt wurde, war er nicht einmal sehr erstaunt gewesen. Jedenfalls wußte er eine unbändige Kraft in sich, geistig wie körperlich. Ohne sich dessen bewußt zu sein, waren die Monate seines Untertauchens für ihn Wochen der Vorbereitung auf den Augenblick gewesen, den er jetzt in aller Kürze erwarten mußte. Wie oft hatte er doch auf dem Bauernhof nachts in seinem gesunden Schlaf stundenlange Reden gehalten vor dem Richter, der ihn mit feierlicher Stimme und ohne das geringste Wohlwollen in seinen Augen fragte: „Beschuldigter, Pieter de Hoog, wie konnten Sie sich der SS, dieser Schwarzen Schande je anschließen, warum haben Sie das gemacht?" Dann war Pieter aufgestanden, hatte angefangen zu reden, nein nicht über sich selbst, über seine Kameraden; über die vielen, vielen Kameraden, die irgendwo in der weiten Erde Rußlands ihre armseligen Knochen hatten liegen lassen müssen und deren Verteidigung er jetzt führte in diesem großen Gerichtssaal, vor diesem alten Richter, vor der Presse, vor der Welt, vor den Augen und Ohren der fünf Kontinente. Er sprach mit einer glühenden Überzeugungskraft. Der Richter schrumpfte unter der Gewalt von Pieters Reden zu einem miserablen Häuflein zusammen, der Saal geriet in Bewegung, erst zögernd, dann immer stärker kamen die Beifallszurufe. Zum Schluß wurde er vom Applaus unterbrochen, das Händeklatschen schwoll zu einem Orkan an, die Menschen tobten und tosten und der Beifall wurde zu einer Demonstration, so daß Pieter sich dazu ermächtigt fühlte, seinen Arm zu strecken zu einem Gruß, den er so genau einstudiert hatte wie die anderen den Haß gegen diesen Gruß.

Das war in Pieters Träumen, auf einem friesischen Bauernhof.

Das Guckloch ging wieder zu und abermals stand Pieter mit seinem Rücken gegen die Tür gelehnt. Er überlegte, wie es möglich war, daß die doch sonst vorschriftsmäßig streng zu beobachtende Vorschrift der Gefängnisordnung nicht mal in seiner Zelle zu sehen war. Ob an den Geschichten, von denen er ab und zu auf seinem Bauernhof einen Fetzen aufgefangen hatte, doch etwas Wahres dran war, daß diese Gefängnisse mit eigentlichen Vorschriften wenig zu tun hätten und nur die Schöpfung einer mathematisch berechneten Willkür wären?

Da erinnerte er sich wieder gelesen zu haben, daß die Gefangenen manchmal den Begriff der Zeit, der Tage, der Stunden verloren. Heute war es der achte Januar 1946. Das mußte er doch festhalten, einfach in die Mauer hinein eine Acht und eine Eins kratzen. Mit einem Nagel oder etwas Ähnlichem. Pieter suchte. Erst gleichmäßig, überlegend wo Nägel in Gefängniszellen am wahrscheinlichsten zu finden seien. Er suchte die Ecken ab, nahm den Strohsack vom Boden, verlegte ihn, fand weder einen Nagel noch einen Ersatz dafür. Da nahm er sich vor, methodisch zu suchen, von der Türschwelle angefangen bis zum Fenstersims. Er überlegte, ob er den Boden kriechend absuchen solle, aber meinte dann wieder, das Gucklochauge dürfe ihn doch nicht kriechen sehen. Nie und nimmer! Nie und nimmer! So fing er an, den Boden stehend, aber methodisch abzusuchen. Er suchte lange, vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht eine ganze Stunde, denn die Anfänger in einer Zelle haben keinen Begriff für die Zeit und benutzen wenn möglich sogar den Sonnenstand, um die Zeit berechnen zu können. Hinten im Nacken spürte er wie die gezwungene Haltung seines Kopfes schmerzte, aber so schnell konnte er nicht aufgeben, er war doch Pieter de Hoog. Er

wußte doch, weshalb er hier war und hatte sich doch genau ausgemalt, wie es sein würde. Er kämpfte gegen die noch nicht auf Gefängnisdisziplin abgestellten und jetzt schmerzenden Muskeln und um sich selbst etwas vorzumachen, glaubte er, in einer Rille Metall zu sehen. Er bückte sich und schloß so mit seinen Muskeln einen Kompromiß. In der Rille war natürlich nichts. Die Bretter waren noch nicht einmal mit Nägeln festgeschlagen, vielleicht mit Zement oder etwas Ähnlichem zusammengefügt. Raffiniert ausgedacht. Dies hatte noch bei keinem Schriftsteller gestanden, daß es Zellen gibt, in denen die Bretter ohne Nägel an den Boden geheftet sind. Ob es wohl noch viele Sachen geben würde, von denen er nichts wußte und auf die er sich demzufolge nicht hatte vorbereiten können, nicht einmal in seinen Träumen? Pieter verjagte diesen beunruhigenden Gedanken, indem er in genau derselben Haltung wie vorher weiter suchte.

Als er nichts fand, meinte er zu sich selbst, es wäre doch reichlich dumm, anzunehmen, daß ein Gefangener seinen Nagel nicht dort hinschaffte, wo er wenigstens dem mühelosen Blick eines Wärters entzogen sein würde. Auf dem Fenstersims, natürlich, warum hatte er daran nicht gedacht! Ob er vielleicht doch benommener ist, als er zugeben will? Er versuchte, an das Fenstersims zu reichen, denn der vorschriftsmäßige Hocker war auch nicht vorhanden. Er streckte sich ganz lang aus und reichte dann mit den Fingerspitzen bis an das Sims. Auch die gestreckten Finger langten nicht. Es fehlte noch eine halbe Hand. Da nahm er kurz entschlossen den Strohsack, rollte ihn auf und schob ihn gegen die Mauer direkt unter das Fenster. Auch so reichte es nicht, es fehlte noch eine halbe Hand. Er schlug den dünnen Strohsack doppelt und wieder doppelt, es reichte nicht, es

felhte noch immer eine halbe Hand. Natürlich konnte der Anfänger Pieter de Hoog nicht wissen, daß in einer Zelle die Maße, menschlichen wie mathematischen Maße und Berechnungen, nie aufgehen. In einer guten Zelle fehlt immer eine halbe Hand.

Ohne es zugeben zu wollen, gab er seinen Nagel auf und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Himmel, den er da irgendwo hinter dem Fenster vermutete. Der Himmel ist auch entschieden wichtiger als ein Nagel, damit hatte Pieter schon recht. Er strengte seine Augen sehr an und glaubte einen Stern zu entdecken. Er sah mehr als einen Stern, er sah viele, weil er angestrengt die ganze Zeit auf einen einzigen dunklen Punkt starrte. Den Himmel aber sah er nicht. Denn in einer guten, modernen Zelle — auch wenn sie improvisiert wurde — ist der Himmel nur in der Vermutung da, zu sehen bekommt man ihn nicht. Die Fenster sind so gemacht, daß die vordere Kante die hintere überdeckt und man sieht höchstens den oberen Rand der Nische an der Außenseite. Außerdem ist das Glas mit dünnem Eisendraht durchzogen und chemisch so hervorragend bearbeitet, daß man nicht hindurch sehen kann. Nur Licht fällt durch, aber ein unbestimmtes Licht, ein unpersönliches Licht, ein Licht, das nur einige höchst uninteressante physische Aspekte von wirklichem Licht besitzt, Licht, das im Zuge moderner Technik sterilisiert ist. Pieter würde dies wohl noch entdecken. An diesem Abend war er ein Neuling und glaubte sogar, daß der Himmel für einen Gefangenen wichtiger sei als ein Nagel. Er hatte noch keine Ahnung, Pieter de Hoog, in der Zelle Nr. 21 des alten stattlichen Forts, das einst die Stadt Utrecht für die feindlichen Armeen uneinnehmbar gemacht hatte ... Jahrhunderte lang.

*

Sechsundzwanzig Tage und siebenundzwanzig Nächte waren vergangen, als Pieter de Hoog mit dem Rücken gegen die Zellentür angelehnt krampfhaft versuchte, die genaue Anzahl der vergangenen Tage und Nächte zu rekonstruieren. Dies war nicht einfach, denn sogar Pieter de Hoog, der Starke, wurde vom Wahnsinn des Alleinseins ergriffen. Diese Krankheit zeigt dasselbe Entwicklungsbild wie andere normale, um nicht zu sagen bürgerliche, Krankheiten. Im ersten Stadium ist dem Patienten nicht bewußt, von dieser Krankheit befallen zu sein. Die Mikroben wühlen ihren Weg ins Herz und ins Gehirn und erst nachdem sie ein gewisses Verkehrssystem in eigener Regie geschaffen haben, kann das zweite Stadium seinen Anfang nehmen. Im zweiten Stadium bemerkt der Patient, daß er nur noch unter Hochdruck normal ist. Sein geistiger Organismus nimmt von Zeit zu Zeit sogar den Kampf mit der dunkeln Welt der Mikroben auf. Jede solche Kraftanstrengung jedoch führt unwiderruflich zu einer postbelliciösen Traurigkeit, Niedergeschlagenheit und Müdigkeit. Beim langen Anhalten dieser Phänomene tritt dann das dritte Stadium in Erscheinung. In ihm hat sich die allgemeine Schlaffheit nicht nur des Geistes, sondern auch des Körpers bemächtigt. Die moderne Diätlehre, die äußerst klug von der wissenschaftlichen Leitung neuzeitlicher Institute, wie das Gefängnis Pieter de Hoogs eines war, angewandt wird, kann sich im dritten Stadium wirklich austoben und eine allgemeine Schlaffheit hervorrufen, die auf keinem anderen wissenschaftlichen Wege zu erreichen ist. Unter der Einwirkung der Diät und der langsamen Gewöhnung an die eigene Schlaffheit, überschleicht im dritten Stadium den Patienten eine Passivität, die ihre psychologische Kompensation in der Welt des Schlafes sucht und findet, insofern die Aufeinanderfolge verschie-

dener schlafähnlicher Zustände ein Schlaf genannt werden kann. Im Schlaf entwickelt sich der passive Patient zu einem wahren Heros der Tat: keine Tür ist dick genug, keine Mauer ist hoch genug, als daß er nicht imstande wäre, sie zu überwinden. Im Schlaf wütet der angeborene Freiheitsdrang des Patienten und vollbringt Leistungen, die die Welt der Menschen und sogar der Geister aufhorchen lassen ...

Diese so objektiv gemeinte Analyse gibt ein getreues Bild des Zustandes, in dem sich Pieter de Hoog nach sechsundzwanzig Tagen und siebenundzwanzig Nächten befand. Er verstand sich selbst nicht und wußte eigentlich kaum noch, daß er existierte. Gerade weil er eine so starke Natur war und sich monatelang auf die Situation vorbereitet hatte, in der er sich jetzt befand. Es fehlte ihm die einzige Kraft, die ihm hätte helfen können, die Kraft der Improvisation. Sein Fronvogt, der Beherrscher seines Lebens und der Gebieter über eine jede seiner Bewegungen und Regungen, hatte es gerade zum System erhoben, kein System zu haben, hatte nichts vorbereitet, worauf man sich vorbereiten konnte, war ein Meister der Improvisation und vernichtete mit der Willkür, die den Kern jeder wahren Improvisation bildet, sämtliche Kraftberechnungen und ausgeklügelten Willenseinstellungen. Pieter de Hoog wußte nicht, daß auf jene Improvisation nur die eigene Improvisation Antwort geben könnte. Er hatte seine Kräfte geistig wie körperlich gesammelt, sich selbst in Glanzzustand gebracht und so — strotzend vor Kraft — war er durch die Tür gegangen, hinter der die Hölle lag. Er hätte alles Andere tun sollen. Er hätte seine Kräfte teilen und eine scharfe Rationierung durchführen müssen, wodurch er imstande

gewesen wäre, über die gewünschten Kräfte im gewünschten Augenblick zu verfügen. Er hätte als ein weiser Feldherr eine Reserve bilden müssen, um in diesem oder jenem Augenblick diesen oder jenen Einbruch wieder bereinigen zu können. Pieter war eben zuviel Gefühlsmensch gewesen und hatte nicht damit gerechnet, daß auf der Gegenseite die Gefühllosigkeit zum höchsten Prinzip erhoben worden war. So wurde Pieter de Hoog schneller als viele andere zu einem Häuflein Elend. Er war geschlagen, vom Unglück, von der Unwissenheit, vom Sichschlagenlassen. Er hatte zu wenig vom christlichen Geiste, als daß er ohne weiteres die andere Wange anbot. Er wehrte sich verzweifelt gegen das Geschlagenwerden, in seinem Schlaf. Es waren aber keine Gerichtssitzungen mehr, die seine unruhigen Nächte belebten, er war kein strahlender Sieger mehr. In seinem Schlaf wurde er zu demjenigen, der er von Anfang an hätte sein sollen, um seinen Feinden die Stirn bieten zu können: zu einem Maulwurf. Ein Maulwurf, der sich nicht davor fürchtete, in der eigenen Vergangenheit zu wühlen, um die Ursache der Passivität im Dunkel der Nacht zu entdecken. Er stöberte längst vergessene Erinnerungen auf und begnügte sich nicht damit, diese Bilder anzusehen und sie dann wieder beiseite zu schieben. Er nahm sie mit, diese Bilder, in den hellen grausamen Tag und baute so langsam und vorsichtig eine Stellung auf, von der aus er die Passivität eines Tages bekämpfen könnte. Pieter ging einen schweren Weg, bei Tag und bei Nacht. Er kannte jetzt den äußeren Rahmen seines Lebens, kannte den monotonen Tagesablauf genauestens. Das Suchen nach einem Nagel hatte er schon längst aufgegeben, und er erinnerte sich vage, daß er zu Anfang vorhatte, etwas in die Mauer zu kratzen. Daß er dies nicht konnte, daß ihm sogar zwei-

mal in der Woche seine Fingernägel von einem stummen Sanitäter weggeschnitten wurden, brachte ihn zuerst zur Verzweiflung.

Dies war der Anfang des Alleinseins. Auch das reichste Auge kann auf einer nackten Wand nichts sehen, wenn nicht ein einziger Punkt, nicht ein einziger Strich von dem Beschauenden angebracht werden kann. Da half es ihm nicht, daß er sich erinnerte, als Kind in seinem Bett gelegen zu haben und die vom Regen oder der Feuchtigkeit in den Tapeten entstandenen Kreise zu den wildesten Bildern zusammengefügt, ganze Geschichten auf Tapeten und Decken kombiniert zu haben. Die Wand blieb kahl und leer, und weder die Sonne noch die Lampe ließen auch nur das geringste Schattenspiel zu.

Auf dem vorschriftsmäßigen Gang zu den Toiletten oder während der kurzen Lüftungsmomente im ummauerten Hof hatte er nach irgendetwas gesucht, womit er hätte schreiben können, fand aber nichts. Ohne Buch, ohne das kleinste Stückchen Papier hatte er versucht zu lesen, in seinem Gedächtnis zu lesen, und ab und zu die Seiten umgeschlagen. Er entdeckte aber bald, daß der Mensch zum Lesen etwas muß anfassen, besehen und betasten können. So reihten sich die Tage leer und atemlos aneinander.

Bis plötzlich der Zufall vor ihm stand. Glänzend, unerwartet. Er machte an diesem Tage seinen dritten Gang in den Waschraum. Wie immer unter schärfster Bewachung. In der Zelle war die von jedem Gefängnis-Schriftsteller gefürchtete Tonne nicht vorhanden. Aus Humanitätsgründen, damit der Zelleninsasse auf diese Weise nicht dauernd an sein Menschsein erinnert werde.

Anfänglich glaubte Pieter, in diesem am Tage mehrfach wiederholten Gang eine willkommene Abwechslung zu finden. Bis auch die Abwechslung monoton wurde. So war er auch dieses Mal gleichgültig an der Seite des Wärters in den Waschraum gegangen und bekam seine vorschriftsmäßige Zuteilung an unbedrucktem Papier. Obwohl er alles unter dem scharfen Auge seines Wärters zu tun hatte, war es ihm doch gelungen, mit einem verstohlenen Blick auf einem der Zettel wahrhaftige Buchstaben zu entdecken! Die Buchstaben waren schwarz, und es waren nur wenige, und der Bogen, zu dem dieses Stückchen mal gehörte, mußte vielfach verschnitten gewesen sein. Pieter aber sog seine Augen voll an den wenigen schwarzen Buchstaben. Schon nach seinem ersten vorsichtigen Blick hatte der Wärter bemerkt, daß sich zwischen den vorschriftsmäßig geschnittenen Papierfetzen etwas befunden haben müsse, das die Aufmerksamkeit des Gefangenen Nr. 21 erregte. Er trat zwei Schritte näher und wortlos riß er Pieter alles Papier aus der Hand, nahm das bedruckte Stückchen heraus und gab drei unbedruckte Zettel zurück. Pieter glaubte, daß nun ein noch größeres Wunder geschehen, und er seit soviel Tagen und Wochen zum ersten Male wieder eine menschliche Stimme hören würde, die auch richtige Worte forme. Und diese Worte, in Verbindung mit denen, die er gelesen hatte, würden für ihn ein wahres Fest der Worte gewesen sein. Der Wärter blieb aber stumm.

Auf seinem Weg in die Zelle drangen die sieben Worte, besser gesagt, die sieben Fetzen von Worten, die Pieter gelesen hatte, mit voller Wucht auf ihn ein. Mit sanfter Gewalt schob er sie zurück, denn er wollte sie kosten, ganz langsam, Stück um Stück. Er würde erst mal dar-

über nachdenken, wie er die sieben Worte einteilen, mit welchem Wort er zuerst anfangen würde. Dann aber dachte er daran, daß er zu einer Einteilung die sieben Worte an sich vorbeigehen lassen müßte, und dies wollte er nicht. Er redete aufgeregt mit sich selbst, um nicht an die sieben Worte zu denken, um sie aufzusparen. Er überlegte, wie er vorgehen sollte, über welches Wort er zuerst meditieren könnte, denn es waren wichtige Worte dabei, schöne inhaltsvolle Worte, die eigentlich wie ein Buch waren mit vielen Bildern, bekannten und vermuteten Bildern. Da hatte doch auf diesem Zettel „eutschland“ gestanden. Denk Dir mal, was allein schon dieses Wort für einen Inhalt hat. Denn das mußte doch wohl „Deutschland“ sein, ein Deutschland, von dem das „D“ abgeschnitten war. Aber doch mal versuchen, ob es nicht ein anderes Wort sein könnte. Pieter fing an, halblaut vor sich selber das Alphabet nach einem geeigneten Buchstaben abzutasten: Beutschland; Ceutschland; Feutschland; Geutschland; Keutschland bis „Z“. Nein, nein, seine erste Eingebung war schon richtig gewesen, Deutschland mußte es sein. Ob er jetzt gleich schon anfangen würde, über Deutschland nachzudenken? War der Abend nicht schon weit fortgeschritten und würde es nicht von angebrachter Sparsamkeit zeugen, wenn er dieses Wort aufbewahren würde bis morgen früh, um dann den ganzen Tag Stoff zum Nachdenken zu haben? Das lohnte sich doch bei solch einem Wort wie Deutschland. Nein, jetzt nicht mehr über Deutschland nachdenken, viel besser, jetzt die sieben Worte solange wiederholen, sie im Geiste wie in einem Schaufenster auslegen, bis das billigste und wenigst sagende Wort gefunden war. Bis dahin würde dann auch vielleicht der Schlaf kommen und es wäre damit eine weitere

Frist gewonnen. Wie hießen die sieben Worte doch wieder? Da war zuerst „tary Government", dann war das Wort „echt" dagewesen, dahinter stand ein Punkt. Dann kam „Wahrheit", ein gewaltiges Wort, dieses Wort Wahrheit; dann hatte er „hre" stehen gesehen. Das war ein Puzzlespiel, und es würde vielleicht herrlich viel Zeit und Mühe kosten, herauszufinden, was da eigentlich gestanden hatte. Wäre es nicht am allergescheitesten, mit der Rekonstruktion dieses Wortes sofort zu beginnen? Vielleicht würde er einige der Worte bis morgen früh etwas vergessen haben, so daß er sich dann anzustrengen hätte, um sie wiederzufinden. „hre" hatte da gestanden, woher konnte das kommen? Auch wieder am einfachsten, das ganze Alphabet auszuprobieren: allerdings müßte man eventuell einen Konsonanten zu Hilfe nehmen. Das würde unter Umständen Kombinationen in einer sehr großen Anzahl notwendig machen. Es würde ihm nicht so leicht fallen, denn letzten Endes war Deutsch doch eine Fremdsprache für ihn. Man hatte ihm wohl immer gesagt, wie sorgfältig er deutsch spräche, wie gepflegt sein Wortschatz wäre, aber es war und blieb eine andere, ab und zu sehr fremde Sprache. Wie wird das Wort ursprünglich ausgesehen haben? Natürlich, es müßte ja ..., es könnte doch ... „Ehre" wird gemeint sein! Allerdings sprach dagegen das Wort „tary Government" und es war wahrscheinlicher, daß der Papierfetzen von irgendeinem Formular stammte, ausgedacht von jenen Leuten, die bestimmt nie das Wort „Ehre" erwähnen würden in ihren Beziehungen oder in ihrer Umgangssprache mit dem von ihnen besiegten Volk. Und wenn sie nun dieses Wort doch verwendeten? Dann nur, um dem Befragten mit seidenen Fäden die Hände zu binden. Es konnte ja auch sein, daß bei den vielen Fragen, die die Sieger den Besiegten nun schon

seit Jahr und Tag stellten, auch eine Frage gewesen sei in der Art: Haben Sie je vor 1933, je nach 1933 eine Ehre gehabt? Oder eine noch blödere Frage. In der Beziehung brauchte man sich doch wirklich nicht zu wundern und die Frage: „Haben Sie jemals vorher, jemals nachher Ehre gehabt“ war bestimmt nicht blöder als viele andere Fragen, deren Beantwortung verlangt wurde, mit peinlichem Nachdruck verlangt ...

*

Zum erstenmal seit sechsundzwanzig Tagen und siebenundzwanzig Nächten konnte Pieter schlafen in dieser Nacht. Die Aufregung war zu groß gewesen für seinen schwachen Körper. Die bedeutenden Ereignisse dieses Abends setzten sich in seinem Schlaf fort, und er kam nicht mehr aus ihrem Knäuel heraus. In dieser Nacht kostete er auch zum erstenmal seit langer Zeit einen Traum. Allerdings fiel es ihm etwas schwer, sich selber in dem bebrillten und bärtigen Philologen wiederzuerkennen, der sich damit beschäftigte, für die neue Menschheit ein neues Vokabularium zu finden. Es war keine leichte Aufgabe für den Philologen, aber sie war auch nicht schwerer als viele andere Aufgaben, die vielen anderen Menschen seit dem achten Mai eintausendneunhundertfünfundvierzig von den Fremden gestellt wurden. Pieter erkannte sich in dem Philologen wieder, als er feststellte, mit welcher Hartnäckigkeit der Mann versuchte, seine schwierige Aufgabe zu lösen und sich dabei vor Willenskonzentration dauernd ans Kinn faßte. Er war umringt von den Enzyklopädien sämtlicher zivilisierten Völker und genau vor ihm, in der Mitte des riesigen Schreibtisches, lag der Entwurf für die „Neue

vereinfachte Enzyklopädie zum Gebrauch aller westlichen Völker". Der Umfang dieser Neuerscheinung war bedeutend geringer als zum Beispiel ein kleiner Brockhaus, und unter jedem Buchstaben fanden nur siebenmal sieben Worte ihren Platz. Alles andere war gestrichen. Seine Auftraggeber hatten ihn dahingehend instruiert, daß es seine Aufgabe wäre, die Menschheit von ihrem fürchterlichen geistigen Ballast zu befreien und ihren Wort- und Begriffsschatz zweckmäßig und komfortabel einzurichten. Das Vokabular des Philologen Pieter de Hoog würde die Basis zu einer Neueinrichtung des menschlichen Geistes bilden, und dementsprechend würden die Menschen nur noch Problematik in exacto betreiben und die Abstraktion als solche nur auf den höchsten Gipfeln der Kochkunst zur Geltung kommen lassen. Es würde zu weit führen, die Beweisführung der Auftraggeber für ihre Abkehr von der Abstraktion ganz wiederzugeben. Letzten Endes träumte ja Pieter de Hoog, und es ist unmöglich, ohne ein Abstraktum eine Synthese seines Traumes zu bieten, die doch eine Synthese der Geschichte des menschlichen Denkens war, des philosophischen und politischen Fiaskos seit der französischen Revolution. Muß diese Abstrahierung trotz allem gewagt werden, so lautet sie: die Preisgabe fundamentaler Begriffe seit dem Sturm auf die Bastille — an erster Stelle des Begriffes einer organisch mit der Umwelt und ihren Gesetzen zusammenhängenden und das Leben beherrschenden Ehre — mußte die Sterilisierung aller gesellschaftsordnenden Werte zur Folge haben, deren Verneinung jedoch die menschliche Gesellschaft verflachen ließ und damit jeder barbarischen Gewalt schutzlos preisgab.

*

Am nächsten Tag wurde Pieter erst wach, als ein Schlag an die Tür die bewußte Anwendung der Gefängnisordnung ankündigte. Zum erstenmal seit er hier eintraf blieb Pieter auf seinem Strohsack einige Augenblicke liegen, denn es fiel ihm schwer, von seinem philologischen Schreibtisch aufzustehen und wieder den Weg zum Gefangenen Nr. 21 zurückzufinden. Es war dies das Problem jedes Morgens, und Pieter hatte den Eindruck, daß er sich an den Gegensatz zwischen Nacht und Tag nie gewöhnen werde. Manchmal grübelte er darüber nach, daß die Natur in ihrer Rücksichtnahme auf den Menschen mit demselben Gesetz sowohl grausam als auch liebevoll zugleich sein kann. Der Schlaf, normal oder anormal, ungestört oder unterbrochen, verkörpert diejenigen Stunden, in denen die Seele aus der erbarmungslosen Wirklichkeit flüchten kann in eine Wunschwelt hinein, die so eingerichtet ist, daß sie den tiefsten Bedürfnissen der Seele, des Geistes und des Körpers harmonisch entspricht. Der Schlaf gab auch seinem Körper eine Ruhe, die wie eine Oase in der Wüste war und eine Erquickung gab, die immerhin so lange andauerte, bis der Alltag sich wieder des Erwachten bemächtigt hatte. Darum war der Schlaf gesegnet, und darum ist es eine Güte der Natur, dem Menschen, auch dem gefangenen Menschen, Schlaf zu gönnen. Die Grausamkeit aber lag im Wachwerden, denn dabei war es ihm immer wieder, als ob er zum erstenmal in die enge Welt einer Zelle träte, als müßte er sich immer wieder an all das gewöhnen, das ihm doch nie zur Gewohnheit werden konnte. Während Pieter hieran dachte, sprang er schnell auf und überschlug die vielen Aufgaben, die er sich für den heutigen Tag gestellt hatte.

Und zum erstenmal, seitdem er in die Zelle gekommen war, huschte bei diesem Gedanken die Lust über ihn, sich auszustrecken. Erst hob er den rechten Arm, dann den linken, dann schlug er die Hände zusammen und bog sich nach hinten. Er gähnte zum erstenmal ein wirkliches Gähnen. Es wirkte wie eine Befreiung und gab ihm Energien, die er seit langer Zeit nicht mehr gespürt hatte. Und auch zum erstenmal dachte er an ein weibliches Profil, das sich scharf gegen den Horizont abzeichnet und übergossen ist von goldenem Licht. Der Wind spielt mit den langen blonden Haaren, und sein Blick taucht unter in dieses Spiel von Licht und Farbe und saugt sich voll. Er spürte das Bedürfnis, Gras zu riechen und sich mit dem Gesicht an die Erde zu drücken. Wie lange würde es noch dauern, bis er seinen Geruch wieder sättigen könnte an einer regenfrischen Wiese? Da bedauerte er, sich ausgestreckt und gegähnt zu haben. Denn dadurch war in ihm etwas wach geworden, das er so sorgfältig hatte einschlummern lassen, schon damals auf dem friesischen Bauernhof. Sicher, er hatte sich geirrt in seiner methodischen Vorbereitung auf den Augenblick, da eine Tür für lange Zeit oder für immer hinter ihm zuschlagen würde. Aber er hatte auf vollendete Weise erreicht, die große Unruhe der Sinne, die herzlose Begleiterin so vieler Gefangenen, nie in sich aufkommen zu lassen. Jetzt schien auch diese übermenschliche Anstrengung umsonst. Und das alles nur, weil er gestern Abend einen lächerlich verschnittenen Zettel mit einer Sammlung verstümmelter Worte gefunden hatte. Aber könnte er nicht diesen ersten und einzigen Augenblick der Schwäche überwinden, indem er ohne Zögern sich der eigentlichen Aufgabe dieses neuen Tages widmete? Das war doch die Lösung, und

vielleicht wäre es am besten, wenn er sofort das inhaltsreichste der sieben Worte vornähme.

Deutschland — er schmeckte das Wort wie eine saftige Frucht, genoß es wie einen Schluck alten vollmundigen Weins. Deutschland war soviel für ihn, gerade weil er Frankreich so gut kannte und Spanien und Italien bereist hatte und seine Niederlande über alles liebte. Deutschland stand schon am Anfang seines bewußten Lebens. Deutschland war der ernste, etwas pompöse Zollbeamte gewesen, der mit feierlicher Miene den schwarz-rot-goldenen Zollbaum hochschwenken ließ, um Pieters Vater mit seinem riesigen Benz Durchlaß zu gewähren. Irgendwo in diesem Benz saß Pieter, sieben Jahre alt. Er mußte seinen Vater zum erstenmal auf einer Deutschlandreise begleiten, zur Strafe, denn Mutti konnte mit dem Bengel nicht fertig werden. Als Vater diese Reise zur Strafe anordnete, glaubte er, auch sich selber damit einen Gefallen zu tun und in dem kleinen lebendigen Jungen einen lustigen Gesprächspartner zu haben.

Nach dem Zollbeamten hatten sie Wälder durchfahren und riesige Städte, mit vielen Männern, die auf Brücken und an Straßenecken herumstanden. Als Pieter seinen Vater fragte, warum die Männer herumständen und so traurig aussähen, erklärte sein Vater ihm, diese Leute wären arbeitslos. Aber natürlich wären sie ganz tüchtig und könnten sehr schön arbeiten, vielleicht hätten einige von ihnen sogar den Benz gemacht, worin sie fuhren. Aber böse Männer außerhalb Deutschlands hätten gemeinsam mit ihren Freunden in Deutschland dafür gesorgt, daß diese tüchtigen, fleißigen Männer nichts anderes zu tun hätten, als auf Brücken und an Straßenecken herumzustehen. Pieter nahm sich vor, von nun an

jeden Abend den lieben Gott zu bitten, diese Männer glücklich und reich, die bösen Leute außerhalb und innerhalb Deutschlands aber arm zu machen, oder noch viel besser, sie einfach sterben zu lassen. Er erzählte seinem Vater von dem Gebet und dieser belehrte ihn, daß man niemand, auch den bösen Menschen nicht, etwas Schlechtes wünschen dürfe, weil der liebe Gott das absolut nicht wolle. Wenn man so zu Ihm bete, würde Er bestimmt für die Männer auf den Brücken und an den Straßenecken nichts tun. Pieter verstand das nicht, sagte seinem Vater aber nichts davon, sondern nahm sich vor, dem lieben Gott zu sagen, Er möchte doch die armen Menschen reich und die bösen tot machen, und wenn Er beides nicht zur gleichen Zeit machen könnte, so sollte Er die Bösen erst tot machen, dann würden vielleicht die Armen von selber glücklich und reich werden.

Nach den Städten kamen Hügel und nach den Hügeln riesengroße Flächen mit Gras und Kühen und hübsch gekleideten Frauen und Männern. Dann waren plötzlich Berge da, große Berge, so groß wie in den Märchen, die Pieter in seinem flachen Holland verschlungen hatte.

Und dann ... Ja, dann war Pieter größer geworden und war mit seinem Vater oft zurückgegangen nach Deutschland, einmal zur Strafe, einmal zur Belohnung für ein gutes Schulzeugnis. Pieters Vater war kein guter Pädagoge im modernen Sinn des Wortes, weil er mehr Güte als Methode besaß und so sehr menschlich war, daß er sich ab und zu widersprach.

Allein fuhr Pieter zum erstenmal nach Deutschland, als er sein Abitur so glänzend bestanden hatte, daß er zur Olympiade nach Berlin fahren durfte. Es war ein Rie-

senfest, und Pieter war hungrig nach Riesenfesten, weil Homer und Tacitus ihn nach Riesenfesten mit vielen Fackeln und soldatischen Männern hungrig gemacht hatten, nach Männern mit scharf geschnittenen Profilen, die weder Tod noch Teufel fürchteten. Dieser Männer gab es viele auf dem Riesenfest in Berlin, und Pieter träumte davon, so ein Riesenfest auch mal in Amsterdam oder in Maastricht erleben zu können. Die Profile konnten dort genau so scharf sein und vielleicht würden die Gespräche der Männer etwas mehr Selbstironie und damit mehr Weisheit enthalten. So ganz dasselbe könnte es nie sein, brauchte es nie zu sein, dürfte es nie sein. Aber sagte ihm die holländische Meisterschwimmerin nicht auf einem Abendfest, daß die Sportler Hollands sich stark angezogen fühlten von dem Geist, der das Jugendfest beseelte und ihm auch das erfrischende äußere Gewand gab? In jenen sonnensatten Augusttagen des Jahres 1936 wurde es Pieter zum erstenmal klar, wie die Jugend des unvergänglichen Europas mit ihrer maßlosen Kraft soviel an sich selber erneuern konnte, daß aus diesem alten Europa ein neues entstände, eine neue Welt, die in sich selber einen Kosmos bildete. Gegenüber dieser neuen Welt Europas würde jene Welt, die sich selber „neu" nennt, eine saftlose, farblose, holzige Frucht ohne Kern und damit ohne die Ewigkeit sein, in der das Mysterium der unaufhörlichen Selbsterneuerung geborgen liegt. Was brauchte ein erneuertes Europa von jenem rationellen Glitterdilettantismus zu fürchten, wenn es sich zu sich selber bekannte, zu seinen eigentlichen Werten den Weg zurückfände? In jenen Augusttagen 1936 entstand in Pieter der feste Wille, in seinem Lande und in seinem Volke an dem großen Werk der Erneuerung teilzunehmen. Denn war es nicht sein Volk

gewesen, das den Sprung zu den höchsten Gipfeln der Geschichte gewagt hatte? Hatte nicht sein Volk neue Welten erobert und damit sich selber entdeckt, war es nicht deshalb berufen, aus dem lähmenden Krämergeist des Augenblicks emporzusteigen zu einer neuen Vitalität, die es befähigen würde, weit über seine zahlenmäßige Bedeutung hinaus Anteil an der Lenkung eines neuen Europas zu nehmen? Pieter ließ sich berauschen von der Kühnheit seiner Gedanken und glaubte in sich die Stimmen jener Vorfahren seines Volkes zu hören, die gegen genau so zähe wie kleinliche Widerstände den Weg zu wirklicher Größe vorangegangen waren. Er wußte, daß er selber nie die Größe jener Männer erreichen könnte, dafür hielt er sie für zu unantastbar in ihrer fernen Größe. Aber er glaubte mindestens einer der Rufer sein zu können, die das Wasser aus dem trockenen Felsen schlagen und Zeiten und Menschen auf die Ankunft des Erlösers vorbereiten. Ein seltenes Gemisch aus religiöser Tradition und überlieferten Geschichtsvorstellungen trieb ihn vorwärts in seinem Streben nach Begrenzung und Disziplinierung seines eigenen Wollens. Er wußte, diese Disziplinierung tat not, denn wieviel schönes Wollen war in der jüngsten Vergangenheit fehlgeschlagen, weil Disziplin fehlte und man sich zu bequem untertauchen ließ in eine romantische Welt, die keine lebende Verbindung zu jener wirklichen Welt mehr hatte, in der die Erneuerung, koste es was es wolle, zustande gebracht werden mußte.

Die Tür der Zelle wurde geöffnet und das Pieter schon bekannte Bild der Wärter, die fünf mal am Tage die Zellen nach nie vorhandenen verbotenen Gegenständen untersuchten, bot sich seinem gelangweilten Auge. Er

unterbrach seine Gedanken nicht einmal, denn er wußte zu genau wie die Untersuchung vor sich gehen würde. Der Strohsack wurde aufgehoben und von den dicken Wurstfingern der Wärter untersucht. Sie wußten so genau wie Pieter, daß die Ordnung dieses improvisierten Gefängnisses es unmöglich machte, etwas Verbotenes zu bekommen. Sie suchten immer wieder sehr sorgfältig, als ob sie sich nicht an vorherige vergebliche Anstrengungen erinnerten.

Die Tür fiel wieder ins Schloß und Pieter de Hoog war mit seinen Gedanken schon Jahre von der Berliner Olympiade entfernt. Vielleicht wollte er sich so hinwegtäuschen über die vielen mißlungenen Versuche, die heroischen Entschlüsse von Berlin durchzuführen. Es war auch eine traurige Zeit gewesen, die Zeit da er mit lauter Stimme träumte und nach jedem Diskussionsabend einen Freund verlor, um ab und zu einen neuen und vielfach einen Toren zu gewinnen. Es war besser für Pieter, diese Zeit zu vergessen und auch nicht daran zu denken, wie traurig er an jenem Tage gewesen war, als ihm nach zwei Wochen Rekrutenausbildung ein holländischer Unteroffizier sagte, er solle versuchen nicht so zackig zu marschieren wie er es tat. Soldat zu sein hieß doch, echter Mann sein zu dürfen für sein Volk. Er hatte sich Mühe gegeben, gegen das Bequemlichkeitsbedürfnis des Körpers und des Geistes anzukämpfen. Die Antwort war, daß „Holland nicht Preußen sei und es auch ohne deutsche Methoden zu schaffen wäre“. Als Pieter marschierte, war seine Haltung zu tadellos und seine Bewegung zu vollkommen, so daß die Unteroffiziere über ihn lachten. Nur der friesische Unteroffizier Tadema ermutigte ihn. Aber Tadema wurde versetzt,

und die anderen lachten wie Männer in Gemeindeschlachthäusern oder in Gefängniskorridoren lachen. Dann war ein schwarzer Tag gekommen, als Pieter von der Offiziersschule abgehen mußte, weil er auf der Schwarzen Liste stand. Er meinte, das Recht auf Meinungsfreiheit ließe zu, den Gedanken zu äußern, daß die Freiheit der Meinungsäußerung im Interesse der Gemeinschaft diszipliniert, oder — um es mit einem häßlichen Wort zu sagen — geregelt werden sollte.

*

Es war gut für den Gefangenen Nr. 21, daß Pieter de Hoog über jene Zeiten schnell hinwegging, denn sie waren traurig und tatenlos gewesen. Zeiten, in denen die anderen handelten und Pieter aus dem tiefsten Bekenntnis zu seinem eigenen Glauben mit sich handeln lassen mußte. Dann erinnerte er sich an den zehnten Mai tausendneunhundertvierzig, als der niederländische Himmel vollhing von deutschen Flugzeugen und holländischen Gerüchten. So war es möglich gewesen, daß die Deutschen in einigen Tagen die Niederlande überrannten und die stärksten Verteidigungsmittel der Natur verhöhnten. Pieter war an jenem Morgen auf Urlaub gewesen, Revanchegelüste und Amtseifer des Bürgermeisters und des Polizeichefs waren die Ursache, daß er aus dem Hause seiner Eltern geholt und gefragt wurde, wann er aus welchem deutschen Flugzeug, an welcher Stelle Hollands abgesprungen wäre. Pieter verweigerte die Antwort und bat den Bürgermeister, seinen Kommandanten anzurufen. Dies wurde eifrigst gemacht, denn es war zum ersten Male seit hunderten von Jahren Krieg, und darum war ein militärischer Kommandant eine so wichtige Person, daß sogar Bürgermeister plötz-

lich Respekt bekamen. Der Kommandant bat den Bürgermeister, Pieter so schnell wie möglich nach Utrecht heraufzuschicken, denn er brauchte ihn jetzt mehr als je zuvor. Der Bürgermeister entschied, daß auch die zivile Behörde sich der militärischen Meinung anschlösse, und Pieter fuhr. Als nach fünf Tagen der Krieg in den Niederlanden vorbei war, erfuhr man, daß die Deutschen nur durch Verrat gewonnen hatten und nicht etwa, weil sie genügend todesmutige Kerle gehabt hatten, die zu einigen Dutzend taten, wozu sonst Divisionen notwendig gewesen wären. Daß der Kommandant der Einheit, zu der Pieter gehörte, zum Beispiel in jenen fünf Tagen fünfunddreißig Prozent der Stärke seiner Einheit an Toten und Verwundeten verlor, konnte nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß eben die Deutschen nur durch Verrat den Krieg gegen Holland gewonnen hatten. Obwohl andere Einheiten durchschnittlich einen Ausfall von noch nicht mal drei Prozent ihrer Stärke hatten, erzählte der Bürgermeister eifrigst, auch der Kommandant von Pieters Einheit wäre so ein Verräter gewesen. Bis die Deutschen kamen und ihn in seinem Amt beließen. Dann hatte es bis nach Stalingrad gedauert, bevor er wieder über Verrat der Nazis redete. In den langen Monaten, die dem fünfzehnten Mai 1940 folgten, hatte Pieter einen sehr reservierten Standpunkt eingenommen, auch in der Zeit, gerade in jenen Monaten, als die große Mehrheit seines Volkes sich allmählich von den Engländern betrogen fühlte und ihre Köpfe weit für die Ideen der Deutschen und ihre Türen noch weiter für die „korrekten“ Soldaten der Deutschen öffneten. Nachdem Pieter aus einer kurzfristigen Kriegsgefangenschaft wieder nach Hause zurückgekommen war, bekam er Besuch von verschiedenen

Deutschen. Denn auch die Deutschen hatten, im Zuge der fortschrittlichen Zeit und ihrer analytischen Katalogisierung, viele Listen. In Pieters Fall war es eine rosa Liste, und deshalb sagten sie ihm, er solle dieses tun, dann wieder er solle jenes tun, denn „wir haben Vertrauen zu Ihnen!". Pieter tat nichts, denn er hatte davon geträumt, daß die Deutschen auch außerhalb ihrer eignen Grenzen für sein Volk die Tore einer neuen Zeit weit aufwerfen und auch seinem Volke einen Staat geben würden, der die Ganzheit des niederländischen Volkstums umschlösse vom Dollart bis Duinkerke. Es geschah nichts von dem, und die Deutschen, die nach Brüssel kamen, freuten sich darüber, einige Brocken Französisch sprechen zu können. Mit einem fürchterlichen Akzent und mit einem nordischen Satzbau, daß einem das Gruseln über den Rücken lief. Aber sie fanden nun mal, daß es französisch klang und Flämisch der deutschen Sprache viel zu sehr ähnelte, um als Salon-, Klub- oder Bettsprache interessant zu sein.

Pieter hatte an das neue Deutschland geglaubt als an einen Ordnungsfaktor, eine Kraftkonzentration gegen jene, die in Moskau aus Europa ihr Sprungbrett zu machen gedachten für einen Eroberungszug, wie die Welt ihn seit Jesus und seinen zwölf Jüngern nicht mehr erlebt hatte. Und mit diesen Kräften der Vernichtung und des Chaos hatte sich nun Deutschland, das Deutschland aus Pieters Träumen und Hoffnungen, verbunden. Was hatte es noch zu tun mit den Männern, mit jener uniformierten Jugend, die auf Panzerwagen und Sturmgeschützen im Nürnberger Stadion an ihm vorbeigefahren waren als lebendige Verkörperung seines Glaubens? Jetzt waren diese Männer, seine Brü-

der, willenlose Ausführer einer Politik, die die Verneinung aller Grundsätze und Kraftquellen war, aus denen der heilige Glauben einst geboren wurde. In den deutschen Dienststellen debattierte Pieter eifrig, denn über die Schwelle seines Hauses war kein Deutscher gekommen. Man nebelte ihn mit Zweckmäßigkeitsvorträgen ein und sagte, die militärische Notwendigkeit fordere einen Rückenschutz und über diese Zweckmäßigkeit hinaus wäre nichts mit Moskau beabsichtigt. Pieter ging immer wieder mit einem faden Geschmack im Munde nach Hause. Die Deutschen fingen an grob zu werden vor Ungeduld und sagten ihm, es wartete niemand auf ihn und er müßte selber wissen, ob er sich in seiner negativen Haltung versteifen wollte; es wären genug andere da! Pieter schloß sich dann im elfenbeinernen Turm seiner Gedanken und Träume ein.

Bis am Morgen des einundzwanzigsten Juni 1941, als die Sonne sich gerade über die fetten flachen Weiden der Niederlande hinausgewagt hatte, eine Stimme am Rundfunkgerät plötzlich verkündete, der Feldzug habe begonnen, der schon seit 1920 auf sich warten ließ und der nunmehr zur Ausmerzung der roten Weltpest führen würde. Dafür hatte Pieter ja schon als kleiner Junge in der Kirche nach jeder Messe auf Vorschrift des Papstes drei Ave Maria beten müssen. Nun zögerte er keinen Augenblick, stieg von seinem Turm hinunter und schrieb mit eigener Hand einen Brief, um sich für diesen Feldzug Europas gegen die Unwelt, für den Sieg des Lichtes über die Finsternis, für diesen Kampf des Gesunden gegen das Kranke zu melden. Dann war der Zug abgefahren mit den vielen jungen Männern, die in vager Erinnerung an schon Dagewesenes auf den Waggons „Naar Moskau" — nach Moskau — geschrieben hatten, mit Kreide und mit

lächerlich anmutenden Buchstaben. Als er zum Abschied den Kopf aus dem Fenster des Abteils steckte, hatte er seine Mutter ein letztes Mal geküßt und vielleicht war Xenophon Schuld daran, daß er in diesem Augenblick sich selber in einem Bild von Krieg und Vernichtung, von Mut und Sieg sah, wie er durch Nebelschwaden von Pulver und Staub, umgellt von Todesschreien nach dem Leben, vorwärts stürmte, immer wieder vorwärts. Seine Mutter hatte seine Gedanken unterbrochen und gesagt: „Paß auf, lieber Junge und sei vorsichtig, steck den Kopf nicht aus dem Fenster, wenn der Zug einmal fährt.“ Es war wie ein Antiklimax gewesen und wie ein Abbild seines ständigen Sehnens und Wollens, Träumens und Begehrens und der späteren nackten Wirklichkeit.

Noch hörte er die Stimme seiner Mutter, als die Tür seiner Zelle an diesem Morgen zum zweiten Mal geöffnet wurde, um dieselbe Untersuchung stattfinden zu lassen, die schon vorher durchgeführt worden war. Gleichzeitig wurde ihm dabei Gelegenheit gegeben, wie er vielleicht schon fünfzig Mal genau ausgerechnet hatte, einundzwanzig Meter hin zu einem gewissen Ort und einundzwanzig Meter zurück zu seiner Zelle zu gehen. Obwohl er dieses Fest der Bewegung nie ungenützt vorbeigehen ließ, schüttelte er dieses Mal den Kopf, als der Wärter ihn vorschriftsmäßig wortlos mit vielsagendem Blick zum Gehen aufforderte. Pieter fürchtete vom Gedankengang abgelenkt zu werden, der ihn gerade in diesem Augenblick erfüllte, ihn in Spannung hielt und voller Ungeduld auf den Fortgang warten ließ. Im Augenblick, da die Tür nach vollzogener Inspektion wieder geschlossen wurde, geschah etwas noch nie Dagewesenes, das ihn beglückte. Eine Stimme sagte ganz deutlich: „Willst Du nicht mitkommen zum W.C.?“ Seit siebenundzwanzig Tagen und

achtundzwanzig Nächten war es das erste Mal, daß Pieter wieder eine menschliche Stimme hörte. Sie war ausgesprochen unschön, diese Stimme, und das „Du“ traf ihn aufdringlich — verletzend, aber es war so unerwartet, so überraschend, überwältigend, daß Pieter eine lange Weile nichts sagen konnte und einen Pfropfen in seiner Kehle spürte, genau so wie in der Zeit, als er in einem Hagel von Granaten und Feuer, Eisen und Erde den Deckel seiner Panzerkuppel aufmachte, weil ... nu ja, weil ... die andern es auch machten. Er mußte einen aufgescheuchten Ausdruck auf seinem Gesicht haben, denn der beleibte Wärter fing an zu lachen. Zuerst blies er seine Wangen auf, dann kniff er die Augen etwas zusammen und aus seiner Kehle stieg ein Laut hervor, der Pieter verwirrte. Bis er dessen Klang wieder unterbringen konnte unter der Vorstellung vom Gemeindeschlachthauslachen. Er sah den Wärter an und sagte dann: „Nein ... jetzt nicht.“ Er sagte das mit einer Stimme, die ihm selber fremd war, aber sein Herz polterte im Gefühl, wieder mal zu einem Menschen und nicht zu sich selber gesprochen zu haben. Aus der Tatsache, daß der Wärter ihn nicht verstand, folgerte er, daß seine Stimme in Wirklichkeit so geklungen hatte, wie sie ihm selber vorkam: fremd, aus einer anderen Welt, der Welt des Grabes, des Todes. Seine vorherigen Gedanken waren jäh abgeschnitten, mit der ganzen Gewalt seines neuentstandenen Wollens versuchte er sie wieder einzufangen, aber er fand nicht mehr zu ihnen zurück.

*

Für den Gefangenen Nr. 21 war es zuviel gewesen, erst die sieben Worte und dann die Stimme. Pieter verfiel in einen Zustand, den man medizinisch ge-

sprochen nur noch als Letalzustand bezeichnen kann. Jener Zustand, in dem der Patient bewußt schon gestorben ist und unbewußt kaum noch lebt. In diesen Tagen fing auch an, was acht Jahre später — oder sechs Jahre nachdem sich Pieter die Freiheit erobert hatte — Magengeschwüre genannt wurde. Im Grunde war das ein witzboldhafter Streich des Schicksals, denn Pieters Magen hatte in den dreiundzwanzig Monaten seiner Haft kaum etwas zu tun gehabt. Aber keinen, der Pieter einigermaßen gekannt hatte, kann es wundern, daß diese eitrige Reaktion des Nichts folgen mußte. In dieser Zeit starb er langsam und mit ihm starben Kräfte, die er im Laufe seiner jungen, reichgefüllten Jahre gesammelt hatte. Das wurde auch nicht besser, als er eines Tages zum ersten Male heimlich mit einem Mitgefangenen sprechen konnte und dieser ihm sagte, daß die Verhöre fürchterlich wären und kein Mittel gespart würde, um einen zur Aussage zu zwingen. Pieter hörte über Rücken, die mit blutigen Striemen bedeckt seien und von katholisch oder evangelisch ausgebildeten Vernehmern, die genau wußten, wo und in welchem Augenblick, sie ins Unterbewußtsein des Gefangenen hineingreifen mußten, mit schamlos langen Fingern.

Am hundertundfünften Tag seiner Haft war Pieters Körper ein atmender Leichnam. Da wurde die Tür geöffnet und zum zweiten Mal hörte er in etwa normaler Lautstärke eine menschliche Stimme. Sie sagte ihm: „Komm mit ... zum Verhör."

Da wurde alles wieder wach in Pieter de Hoog. Durch den Korridor des Gefängnisses wurde er ins Freie geleitet. Er sah die Sonne. Seine Augen blinzelten. Er wurde eingeladen, sich auf einen Stuhl zu setzen. Im dunklen Raum stand eine Lampe, die ihm direkt ins Ge-

sicht strahlte. Aus dem Dunkel fragte eine Stimme, scharf und feindlich. Es dauerte Sekunden, bevor Pieter antworten konnte, denn er suchte sich selber und seine Kräfte. Seine Haut straffte sich. Die feste klare Stimme, die dann den Raum füllte, gehörte Pieter de Hoog, der einmal Unterscharführer der Waffen-SS war und es deshalb immer bleiben wird.

V.

Die Corker sagen, daß es in Cork viel weniger regnet als in Dublin oder Belfast. Darum sprechen die Menschen in Cork nicht, sie singen. Nur ein dummer Mensch oder ein Engländer kann sich darüber wundern, daß Quacksalber, vorlesende Universitätsprofessoren, revolutionäre Agitatoren und Zirkusinhaber das Corker Publikum bei weitem vorziehen. Die Leute von Dublin sind etwas blasiert gegenüber Universitätsprofessoren, Revolutionen und Zirkusvorstellungen. Und die von Belfast können noch nicht mal blasiert sein, weil sie nicht aus Fleisch und Blut, sondern nur aus trockner Haut, fahlen Knochen und falsch angebrachten Bibelzitaten bestehen und deshalb prädestiniert scheinen für einen Dauerzustand farbloser Traurigkeit.

Weil der Transport nach Belfast aus Gründen einer in London schlau ausgeklügelten Politik viel billiger ist als nach Dublin, hatte sich Zirkusdirektor Harald Kapronec dazu entschlossen, erst Belfast zu nehmen und nachher Dublin. Jetzt ist er aber in Cork und lächelt zufrieden, da er sieht, daß auf allen Gehsteigen die Menschen stehen bleiben, wenn sein großer Lastkraftwagen vorbeifährt. Darauf schaukeln zwei Clowns, gekleidet wie Figu-

ren aus einem Donegaler Kindermärchen, ein gutmütiger Elefant, auf dessen Rücken eine ältere Ballerina das Gleichgewicht zwischen ihrer Muskelkraft und dem Uebergewicht an Brustumfang zu halten sucht. Und Theodor, der größte Feuer- und Schwertschlucker des Jahrhunderts.

Um sieben Uhr fängt die abendliche Eröffnungs- und Galavorstellung an. Publikum füllt das Zweimastzelt, die Musik hebt an, und mit feierlichem Schritt zieht die Cavalkade der Tiere und der Künstler durch die Arena. Die klatschenden Hände werden lahm und die Stimmen stumm, als Herkules Ravell seinen Einzug hält. Er beschließt die Karawane und führt am Halsband einen Löwen mit. Wie schon so oft einstudiert, haben die Männer und Frauen, die Mädel und Jungen die ihm im Aufzug vorangehen, mit gut dosierten Angstschreien und nervösem Lachen das Feld geräumt, und die Arena gehört jetzt dem Löwen und Herkules allein. Der bejahrte Löwe folgt genau dem Zucken des Leitbandes und sperrt jedesmal das Maul gefährlich weit auf. In Cork sind die Gemeindevorschriften in Bezug auf Löwen nicht so genau, und Direktor Harald Kapronec hat sich eine Sensation von einem Eröffnungsumzug versprochen, in dem Herkules Ravell in der offenen Arena mit einem Löwen am Leitband erscheint. Direktor Harald Kapronec hat recht behalten, denn es ist ganz still geworden im großen Zeltraum, und die Frauen spüren ein heißkaltes Gruseln über ihre Rücken kriechen. Fast ehrfurchtsvoll geht es von Mund zu Mund, daß Herkules Ravell seinen linken Arm im Maul desselben Löwen verlor, den er jetzt so gezähmt an seiner Seite führt. Tatsächlich, an der glitzernden Bluse um Herkules Brust baumelt der linke Ärmel sinnlos umher. Iren sind nun einmal kritisch veranlagt und deshalb blicken manche prüfend hin, wo das

Geheimnis des Tricks mit dem linken Arm verborgen liegen könnte. Aber Zirkusdirektor Harald Kapronec kennt die Welt und ihren kritischen Sinn und hat deshalb die golden flimmernde Bluse so eng schneidern lassen, daß die Brustwarzen und der Armstummel sich genau abzeichnen. In der flüsternden Stille hat der Löwe mit Herkules Ravell eine Runde gemacht und hält nun in der Mitte der Arena still, um eine gebührende Verbeugung zu machen. Und jetzt setzt die vom Direktor mathematisch genau berechnete Reaktion ein. Erst schüchtern, dann anschwellend hebt der Beifall an und unter tosendem Klatschen verläßt Herkules Ravell mit seinem Löwen den Raum. Er führt das Tier in den Käfig zurück und denkt dabei über Tone Wolfe und den kläglichen französischen Beistand für die irischen Rebellen 1797 nach. Herkules hat vom Löwenbändiger nur die glitzernde Bluse und so ist es verständlich, daß er den Wohnwagen des Feuer- und Schwertschluckers, seines besten Freundes, aufsucht, um sich mit diesem passionierten Geschichtsphilosophen über die Eigenart des irischen Publikums zu unterhalten.

„ — Ich habe in meinem Leben schon in vielen Städten und Dörfern Feuer geschluckt, in Cork verschluckte ich mich das erstemal, denn mein Vater lag an jenem Abend mit eingeschlagenem Schädel bei der Polizei. Aber das kann ich Dir sagen: Hier in Irland könntest Du Karriere machen wie nirgendwo auf der Erde, denn die Iren haben wie kein anderes Volk Verehrung für Mut. Grinse nicht, denn ich meine nicht Zirkusmut, ich meine den Mut im allgemeinen, wie den Mut zum scheinbar Unmöglichen, zum offenbar Verrückten, den Mut, die eigene Kraft austoben zu lassen am scheinbar Unmöglichen, am offenbar Verrückten! Komm, nimm einen Schluck von diesem

Power Whisky, der genau um so viel herber und männlicher als englischer Whisky ist, wie die Iren männlicher sind als die Engländer."

Herkules nahm den Schluck und ließ sich ins Ohr spucken, damit seine Nummer reibungslos ablaufe. Er machte sich kaum Sorgen, denn er hatte in den anderthalb Jahren vom Direktor sämtliche Tricks erlernt und wußte, daß die Löwen wie etwas aus dem Rahmen fallende Wolfshunde sind, die genau auf eine Stimme hören und bei denen Frechheit ebenfalls siegt. Er kannte sie gut, seine Löwen und Löwinnen: da war der Rex, immer nervös, leicht erregt, dem das Fleisch etwas angekocht vorgelegt werden mußte; die Lea, die sogar vor einem toten Manegepferd Unbehagen gezeigt hatte; dann Viktor, der mit seinem Gebrüll immer den Angeber spielte, aber in Wirklichkeit der feigste von allen war; und die Freya, deren alternder Pelz vor jeder Aufführung mit Brillantine eingeschmiert werden mußte, damit sie ein wenig synthetischen Jugendglanz erhielt. Die Tiere machten Herkules weniger Sorgen, als er sich selbst.

Er guckt auf seine Armbanduhr, noch fast eine Stunde wird es dauern, bis er sich dem Publikum zeigen muß als der einarmige Löwenbändiger. Allerdings muß Herkules Ravell zwanzig Minuten früher, mit Schnurrbart und Spitzbart, seine Nummer als „Kapitän Tito Stuck, Bezwinger von zweihundertvierzig Pferdekräften", vorführen. Dazu muß er sich einen Kunstarm anbinden, denn die vielen Pferdekräfte werden von zwei Lastkraftwagen erzeugt und Tito Stuck soll beide gleichzeitig daran hindern, mit ihrer Kraft das Weite zu suchen.

So hat denn Jean de Beaumarchais eine gute halbe Stunde Zeit. Jean de Beaumarchais, so heißen Herkules Ravell und Tito Stuck in Wirklichkeit. Das weiß kein Mensch, weder der Beamte, ein Freund des Zirkusdirektors, der ihm in Brüssel den Paß ausfüllte, noch der Chef des Alliens Office, der in Cork die Daten des falschen Brüsseler Passes in ein dickes Buch eintrug. Nur der Zirkusdirektor weiß davon, und er ist kein Mensch. Der Feuer- und Schwertschlucker und das ganze Zirkuspersonal wissen nur, daß Stuck und Ravell derselbe ist.

Jean de Beaumarchais hat also eine gute halbe Stunde für sich allein. Er geht in seinen Wohnwagen, der jetzt leer ist, weil die Jongleure noch mit ihrer Nummer zu tun haben. Der Armstummel juckt ihn und weil Irene in Dublin hängengeblieben ist, massiert er ihn jetzt selber. Der Stummel sieht kümmerlich aus, hat neun Zentimeter Länge und ist ein wenig obszön zugewachsen. Wollust kriecht in den Stummel, während Jean ihn kratzt. Von fern dringt Publikumslachen, die Lieblingskatze des Chefjongleurs miaut aufdringlich. Jean ist heute abend unruhiger denn je. Er gehört ohnehin nicht zu jener Sorte von Menschen, die sich von nichts berühren läßt. Dafür ist seine Stirn zu hoch und sind die Finger zu feingliedrig. Er begeht sein zweijähriges Zirkusjubiläum, denn heute vor zwei Jahren heuerte ihn Direktor Harald Kapronec als Gehilfen an, um dem Löwenbändiger, Hauptstütze der Zirkuskasse, beizustehen. Auf den Tag genau ein Jahr später wurde dieser in einem Augenblick betrunkener Unsicherheit von Lea so schwer angeschlagen, daß er vor dem Sterben nicht einmal mehr nüchtern werden konnte. Das eine Jahr hatte aber genügt, um Jean das Handwerk beizubringen. Das Programm lief weiter und Jean trat auf als der berühmte internationale Lö-

wenbändiger Herkules Ravell. Weil Jean etwas mehr Fantasie hatte als sein Vorgänger, übertraf er ihn bald. Jeans Glanznummer war es, seinen gesunden rechten Arm zur gleichen Zeit in zwei Löwenmäuler zu stecken. Dies war immer eine spannende Attraktion für das Publikum und für ihn war es mit einem Nervenkitzel verbunden, der durch kein Honorar ausgedrückt werden konnte. Vielleicht ist es überhaupt der Ärger über das zu niedrige Honorar, der jetzt den Stummel wieder jucken läßt.

Die Zirkuspolitik und die besondere Art ihrer Publizistik verbreiteten, daß Herkules Ravell seinen linken Arm in einem Löwenmaul verloren habe. Aber wie so oft beim Zirkus und sonstigen menschlichen Dingen trog auch hier der Schein. Denn der linke Arm von Jean de Beaumarchais war, mindesten was die Unterhälfte angeht, unter der Raupenkette eines Stalinpanzers steckengeblieben. Wie Panzerraupenketten es an sich haben, schnitten sie den linken Unterarm ganz sauber ab und führten ihn gute hundert Meter mit sich. Dann war das Stück Arm heruntergefallen, und dann wurde Oberscharführer Jean de Beaumarchais in ein Feldlazarett eingeliefert. Der junge Stabsarzt hatte nur zwei Hände und zu wenig Medikamente und deshalb verlor Jean in den folgenden fünf Tagen noch einige Male etliche Zentimeter des linken Armes mehr, weil das schnelle Amputieren nun mal während übereilter Rückzüge im Wesen der Frontlazarette liegt. Es ist also nicht übertrieben zu sagen, daß der Sowjetpanzer Jean den Unterarm wegnahm und der Rückzug sich dreiviertel des Oberarmes einbehielt. Dies alles hatte aber auch seine entschiedenen Vorteile gehabt, denn auf diese Weise verlor Jean ein todbringendes Stigma, das von der Gruppenzugehörigkeit seines Blutes zeugte.

*

Während er seinen Stummel kratzt, muß Jean wieder daran denken, wie er dazu kam, einem Sowjetpanzer seinen linken Unterarm mitzugeben. Jean de Beaumarchais ist der einzig männliche Überlebende aus einem alten französischen Soldatengeschlecht. Die Beaumarchais haben auf allen Schlachtfeldern Frankreichs mit verschwenderischer Gebärde ihre Toten liegen lassen. In keinem der unzähligen Kriege Frankreichs der letzten Jahrhunderte haben die Beaumarchais gefehlt. Aber das Tempo und die Anzahl von Frankreichs Kriegen waren so hoch, daß die Beaumarchais mit der Zeugung nicht nachkamen. Es war deshalb ein wahres Glück, daß Jeans Vater wenigstens mit einem Bein aus dem Ersten Weltkrieg heraushüpfen konnte. Diese Tatsache hat Frankreich mehr genützt als den Beaumarchais. Denn Jeans Vater hatte als enger Mitarbeiter des Generals Maginot an Frankreichs rettender Linie mitgearbeitet, weil er ein hochbegabter Militäringenieur war. Eigentlich war er Marinemann und nur für diese Spezialaufgabe abkommandiert worden. Als in den Maitagen 1940 die Linie nicht halten konnte, was die französischen Politiker der Welt und den Franzosen versprochen hatten, kommandierte Jeans Vater einen Zerstörer. Er war auf dem Zerstörer in Dienst geblieben, auch nachdem die Deutschen die Maginotlinie lässig hinter sich hatten liegen lassen und ebenso lässig Petain seine Flotte und Jeans Vater seinen Kahn ließen. Er hatte sich relativ wohl gefühlt auf seinem Zerstörer im Hafen von Mers el Quebir und seine Kanonen für den Fall der Fälle sorgfältigst vorbereitet. Einige Kollegen waren der Meinung, die französische Flotte sollte doch die ihr verbliebene Kraft dazu verwenden, dem treulosen, aber jetzt so bedrängten England zu helfen. Jeans Vater kümmerte sich nicht um derartige Spekulationen und hielt sich stur an die Instruk-

tionen seines Oberbefehlshabers, wie es Nachfahren alter Offiziersgeschlechter nun mal geläufig ist.

In der Offiziersmesse wurde eines Tages wieder einmal so ein Gespräch geführt, als plötzlich eine Alarmmeldung durchkam: „All hands an Deck ... Feuerüberfall eines starken Flottengeschwaders steht unmittelbar bevor ... tuut ... tuut ... tuut ... es handelt sich um einen englischen Verband". Die Spekulanten waren etwas blaß geworden, und mit grimmig zuckendem Holzbein war Jeans Vater an Deck geholpert. Zeit zu irgendeinem Befehl hatte er noch nicht gehabt, als eine schwere Schiffsgranate sein Holzbein wie ein Zündholz knackte und das gesunde Bein mit dem Rest seines stattlichen Körpers in die Luft jagte. So fand Jeans Vater ein Ende, das ziemlich von der üblichen Art abwich, auf die die Beaumarchais zu sterben pflegten, das heißt in einem Krieg der klaren Fronten.

*

Wie es einem Sohn aus altem Geschlecht gebührt, hatte Jean de Beaumarchais immer einen tiefen Glauben an die Bestimmung des Schicksals. So war es für seine Auffassung eine schicksalhafte Folgerichtigkeit gewesen, daß er drei Tage vor der grandiosen Aktion der ruhmbeladenen englischen Flotte bei Mers el Quebir sich in dem Gefangenenlager in Deutschland, in dem er sich zu jener Zeit befand, gemeldet hatte. Nicht zum Barackenreinigen, zum Blumenpflanzen oder zum Wachdienst bei einem kranken Kameraden wie so oft, sondern diesmal zu einem Dienst besonderer Art. Und um dieses Besondere mit der notwendigen Deutlichkeit darzulegen, muß an dieser Stelle etwas weiter zurückgegriffen werden.

*

Jean de Beaumarchais war Premierlieutenant der französischen Luftwaffe, als am 3. September 1939 Frankreich an Deutschland den Krieg erklärte. Es hatte scharfe Worte im Hause der Beaumarchais gegeben, als Jean nach seinem erfolgreichen Schlußexamen in Saint Cyr auf dem Familienfest bekanntgab, er gehe nun zur Luftwaffe. Das war im Jahre 1936. Jeans Vater war rot vor Zorn geworden und hatte wie ein wilder Kater vor sich hingefaucht: „Ein Beaumarchais bei dieser Snobwaffe... Du brichst eine jahrhundertalte Tradition. Immer waren die Beaumarchais Soldaten des Heeres oder der Marine... Die Luftwaffe hat ja noch nicht einmal eine Tradition ... Du hast Dir von Douhet den Kopf verdrehen lassen ... Es werden noch immer die glorreiche Armee und die Marine sein, die Frankreich schützen werden ... Die Luftwaffe?... bah!“ Der Kopf von Jean de Beaumarchais war jedoch nicht weicher als der seines Vaters, und so zog die Luftwaffe in das ehrwürdige Heim der Beaumarchais ein, und die strengen Gesichter der Ahnen blickten aus schweren goldenen Rahmen auf Jean de Beaumarchais, den schneidigen Fliegerunterleutnant, herab. Jeans Vater fauchte und schimpfte weiter und fand bald ein besonders Vergnügen darin, seinen Sohn immer wieder zu „seinem Luftfahrtminister Pierre Cot“ zu beglückwünschen. Eine Fügung des Schicksals und die sich überschlagende Entwicklung der französischen Innenpolitik wollten es, daß in diesen Tagen ein großer Verfechter der freien Liebe und größerer Staatsmann, der auf den guten französischen Namen Leon Blum hörte, die Geschicke Frankreichs in seiner Hand hielt. Pierre Cot, ein rosaroter Dorfschullehrer, war sein Luftfahrminister und bekam in dieser Eigenschaft tagtäglich Meldungen über den bedrohlichen Wiederaufbau der deutschen Luftwaffe. Die Volksfrontregierung hatte noch

im Februar desselben Jahres 1936 vor dem Parlamentsgebäude den Ernst ihrer philo-kommunistischen Bestrebungen mit sechzehn ermordeten Mitgliedern der „Rechten“ blutig unter Beweis gestellt. Jedoch der Luftfahrtminister interessierte sich entschieden mehr für die Rote Front in Spanien als für neue französische Jagdflugzeuge und die verfolgte Sozialpolitik verursachte immer häufiger Streiks, so daß Pierre Cot sich rühmen konnte, daß die französische Flugzeugproduktion unter seiner Regie auf anderthalb Flugzeuge im Monat heruntersozialisiert worden war.

Die volle Wucht der Tardieux'schen und sonstigen Gringoire-Argumentierungen ließ Jeans Vater an dem jungen Luftwaffenoffizier aus. Jean hielt den Mund, biß sich auf die Zähne und verfluchte Cot und die ganze Blumer Santaboutique. Was die älteren Kameraden ihm erzählten, klang unglaublich: In Deutschland wurde eine modernste Luftwaffe aus dem Boden gestampft, aus dem Nichts geschaffen. Währenddessen geschah in Frankreich buchstäblich nichts, und die Luftwaffe bekam wachsenden Museumswert. Alle Versuche, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln eine vernünftige nationale Verteidigungspolitik herbeizuführen, scheiterten an der roten Front und ihren geheimen internationalen Verflechtungen. Jean und seine Kameraden wurden zusehends radikalisiert und entdeckten das verwandte Vokabularium der Action Française.

Dann erwachten die Liebhaber des Sonntaghuhns und schickten ihren Edouard Daladier, und mit ihm kam etwas kalkulierende Vernunft. München zog an den verwunderten Augen Jeans, seiner Kameraden und Charles Maurras' vorbei. Nach München kam der Korridor und

der dritte September 1939 mit aufgeregten Gesprächen in den Schicksalsstunden zwischen der englischen Kriegserklärung und der französischen Verspätung, die sich um 5 Uhr nachmittags zu einigen lustlosen Rundfunksätzen aufraffte, mit denen die Kriegsfackel entzündet wurde.

„Wir wollen nicht sterben für Danzig!“ war eine gefährliche Parole für viele. Nicht aber für Jean de Beaumarchais, seine Kameraden oder die Schüler von Charles Maurras. Die Beaumarchais waren nicht gewohnt, darüber nachzugrübeln, warum Frankreich rief. Der Ruf genügte ihnen zum Sterben, und mancher Beaumarchais hatte für noch weniger als einen Korridor in Flanderns fette Erde gebissen. Vom Polenfeldzug her kamen die Gerüchte wie dichte Schwärme von Enten. Es wurde geflüstert über Stukas und laut diskutiert über pfeilschnelle deutsche Jäger, über wunderbare optische Geräte für die Aufklärung und eine noch nie dagewesene strategische Auswertung der Bomber, ja sogar der Jäger. In den langen Monaten der fast vollkommenen Ruhe an der West-Front wurden daraufhin noch andere Gerüchte von der Langeweile sorgfältig auf Frankreichs Boden verbreitet. Sie besagten, daß Frankreich im Begriffe stand, einen Jäger herauszubringen, der mit einem Schlag die Luftherrschaft sichern würde. Dieses Gerücht war beim Heer in Umlauf, denn bei der Luftwaffe wußte man Bescheid. Dort erzählte man lieber, der englische Bundesgenosse stehe im Begriff, mit einer auf typisch englische Art in aller Stille aufgebauten Bomberflotte ganz Deutschland in Asche und Trümmer zu legen, und die bislang übliche über Nord- und Westdeutschland betriebene Kuhjagd der RAF gebe nicht das richtige Bild der Wirklichkeit wieder, sondern sei nur ein geschickter englischer Trick, um den dummen

Deutschen Sand in die Augen zu streuen. Mitten in diese Gerüchtemacherei herein explodierten dann am Morgen des 10. Mai 1940 die deutschen Bomben auf Frankreichs Flugplätzen. Die deutsche Spionage hatte hervorragend gearbeitet und mit der Hilfe manches gutbezahlten „gehetzten" deutschen 33ger Emigranten auch den bestgetarnten Feldflughafen ausgemacht. Jean war durch den Bombenregen zu seinem Vogel gelaufen, stieg auf, bekam eine MG-Garbe, die ihm den Propeller unklar machte und konnte seine Maschine noch gerade auf dem Bauch landen. Dann wurde er auf einen Flugplatz südlich Paris verlegt, im Luftkampf mit einem deutschen Bomber leicht verletzt, geriet in Wut und schoß den Bomber ab. Im gleichen Augenblick fing seine Maschine Feuer und er baumelte am Fallschirm langsam aber sicher zur Erde. Als er unten ankam, stellte er fest, daß er bei einem vorgeschobenen Beobachtungsposten der deutschen Artillerie gelandet war. Die Soldaten hatten Totenköpfe auf ihren Uniformspiegeln und ihre hilfsbereite und selbstverständliche Freundschaftlichkeit machte Jean unsicher. War dies etwa die SS oder nur ein deutscher Trick? Ein Sanitätskraftwagen brachte Jean in ein deutsches Lazarett und ein Zug zwei Wochen später in ein Gefangenenlager.

*

Jean hatte in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft kaum Zeit, sein Geschick zu bedauern, denn er war zu sehr von dem Schicksal Frankreichs erfüllt. Es geschah ihm in dieser Zeit öfters, daß er seine schönen Hände zu Fäusten ballte und seine Leidensgenossen sich von dem stillen, verschlossenen, hageren Jean abwendeten. Die Beaumarchais waren weder zur Gefangenschaft geboren noch für die damit verbundene machtlose Wut

geeignet. Jean hätte nichts dagegen gehabt, in einem Kampf von gleich zu gleich besiegt zu werden. Es empörte ihn aber, daß der Westfeldzug ein Kampf von Jugend gegen Krampfadern, von Glauben gegen Zersetzung gewesen war. Langsam blühte in Jean de Beaumarchais im besondern und in seinem Gefangenenlager im allgemeinen wieder die Hoffnung auf. Erst noch etwas verschwommen, dann aber bald deutliche Formen annehmend, erschien die Gestalt des Marschalls, des Vaters eines Frankreichs in der Not, als eine Leuchtboje inmitten der dunklen Nacht, die sich mit der Niederlage über La Patrie gesenkt hatte. Aber Jean lehnte sich gegen ein Schicksal auf, das zwar Frankreich und seine Götzen zu Boden geworfen hatte, aber Albion noch immer zu sparen schien.

Die deutsche Behandlung war soldatisch, unsentimental aber korrekt. Jean ärgerte sich deshalb maßlos, wenn menschliche Kleinheit diesen oder jenen Mitgefangenen vergessen ließ, daß ein französischer Offizier auch in Gefangenschaft Decorum zu bewahren habe. Die neugeborene Hoffnung gab Jean eine Milde, die seine Leidensgenossen immer mehr in seinen Bann zog. Als sie während der langen Wintermonate in den Baracken oder im Sommer in der Sonne auf dem Rasen zusammensaßen, entwickelten sich Gespräche, die sich immer um ein und dasselbe Thema bewegten: den Wiederaufbau Frankreichs und die Gesundung der so tief gefallenen französischen Republik. In ihren regen Gedanken erwuchs das Bild vom neuen Frankreich. Sie entflammten ihre Herzen an der Kraft dieses neu erstehenden Vaterlandes, und in ihren Wünschen wuchs es auf zu einem Idealstaat, der sich seiner großen Vergangenheit bewußt ist, das Volk in all seinen Gliederungen mit einem neuen Glauben

beseelt, neue Wege einschlägt zu einem mutigen bejahenden Bekenntnis, seine Aufgabe erfüllt, und in der Bruderschaft der europäischen Völker sich mit Opfer und Arbeit einen neuen Platz erobert. Dieses Frankreich würde keine Maginotlinie mehr brauchen, hinter der jegliche Wehrkraft, jegliches Denken erstarrte, es würde die geistigen Fortifikationen und ihre billigen Atrappen forträumen, die schon seit 1789 dem Volke eine falsche Ruhe gegeben hatten, und statt dessen sich voller Dynamismus den neuen Zeiten und ihren Gesetzen dienstbar machen. So würde dieses Frankreich zu einem Land, in dem jedem französischen Menschen die Gleichheit in der Verpflichtung dem Staate und dem Volke gegenüber gelten würde, die Freiheit des eigenen Lebensmutes und Freiheit gegenüber den fremden, falschen Götzen. Aus dieser Gleichheit und aus dieser Freiheit würde im französischen Volk die wahre Bruderschaft der lebendigen Volksgemeinschaft erblühen und würde so Frankreich instandsetzen, im neuen Europa seine Aufgabe zu erfüllen und dort die Führung zu übernehmen, wo es ihm zukam.

Wohl verursachten Deutschlands Kraft und seine entsprechenden Forderungen eine gewisse Unruhe in ihren Gedanken, aber Jean meinte: „Jedes Volk erlebt einmal eine Schicksalsstunde und greift es diese nicht auf, so darf es nicht klagen über die Folgen dieses Versäumnisses. Frankreich hat wie eine Dirne alles mit sich geschehen, seine Kraft aushöhlen und seine Gesundheit verseuchen lassen. Wir haben uns dagegen gewehrt, aber wir haben zu wenig getan. Während die Republik sich immer tiefer sinken ließ im Morast der Degeneration und der Dekadenz, haben die Deutschen sich im Verlaufe einiger Jahre nicht nur von ihrer Niederlage

erholt, sondern außerdem alle Folgen der unvorstellbaren Nachkriegszeit mit ihren materiellen und geistigen Wehen ausgemerzt, und sie haben ihrer Jugend einen neuen Glauben gegeben. Das soll uns zur Lehre dienen. Wenn wir diese Lehre in die Tat umzusetzen wagen, wird unsere Niederlage der Anfang einer steigenden Aufwärtsbewegung sein, einer noch nie dagewesenen Größe und Stärke.

Im Kameradenkreis war darauf feierliche Stille eingetreten, und ein jeder sah sich selber an der Arbeit beim Wiederaufbau des Vaterlandes. Dies waren schöne Augenblicke, aber es gab auch häßliche, und der größte Feind war die Langeweile und das dumpfe Nichtstun, die oft eine Gereiztheit verursachten, die das Leben im Lager unerträglich machte. Irgendeine dumme deutsche Maßnahme oder ein aufgeblasener deutscher Reservehauptmann verbesserten dann wieder die Stimmung unter den Gefangenen, weil ihnen durch den Hauptmann oder die dumme Maßnahme das Gefangensein wieder bewußter wurde, und dieses Bewußtsein über die Kleinlichkeit täglicher Reibungen hinweghalf. Es kam die Zeit, da der Marschall und seine Regierung mit aktiven Maßnahmen versuchten, die französischen Kriegsgefangenen nach Hause zu holen, und weil Pétain direkt in ihr Schicksal eingriff, wurde er von vielen, von den meisten, als der Vater Frankreichs und seiner Gefangenen angesehen.

Deutschland erklärte der Sowjetunion den Krieg und zwang so Jean und seine Kameraden, über diesen Kampf nachzudenken. Hatte Deutschland jetzt bewiesen, daß es ihm mit seiner europäischen Aufgabe ernst war? Jeans Ablehnung des Kommunismus kam von fernen Ahnen her und war nicht nur geistig begründet. Für

Jean war der Kommunismus die mobilisierte Unterwelt, die militarisierte Hefe. In den ersten Tagen und Nächten, die dem Beginn des Ostfeldzuges folgten, spürte er manchmal in sich das unausgesprochene Bedürfnis, an diesem Kampfe teilzunehmen, weil Sieg oder Niederlage des Krieges im Osten nicht nur Sieg oder Niederlage Deutschlands bedeutete, sondern auch über Frankreichs und ganz Europas Leben oder Tod entscheiden würde. Er wagte nicht, sich selber diesen Gedanken laut zu wiederholen und die Kriegsereignisse im Osten, der rasante Vormarsch der deutschen Armeen, überrumpelten seine Gedanken und Gefühle, wie die Weiten des Ostens. Die Monate gingen vorbei und die Deutschen rannten sich in der hartgefrorenen Erde Rußlands fest. Die Möglichkeit eines schnellen und leichten Sieges rückte immer ferner, und damit kam Jean der Gedanke einer aktiven Beteiligung an diesem europäischen Schicksalskampf immer näher. Aber noch hielt ihn eine Scheu von einem direkten Schritt zurück, Scheu vor dem eigenen Stolz und vor festgerosteten Vorurteilen. Jean fand diese Vorurteile im Grunde selbst lächerlich und schalt sich heftig, daß er sich hinter solchen Vorurteilen verstecke, wenn es um Leben oder Tod auch des eigenen Landes ging. Aber die Beaumarchais waren ein altes Geschlecht, und diesen fällt es immer schwer, auf die erprobte Sicherheit traditioneller Argumentierungen und Begriffe zu verzichten, um so den brennenden Notwendigkeiten des Tages, der Stunde entsprechen zu können.

Als ein Aufruf die Möglichkeiten eines freiwilligen Einsatzes an der Ostfront bekanntgab, wurde in Jean der innerliche Widerspruch noch schärfer. Ein Mann soll den Eingebungen des eigenen Willens, des eigenen Ge-

wissens folgen, aber hier war es anders, hier bot der „Sieger“ dem „Gefangenen“ die Möglichkeit, wieder Soldat zu werden, wenn auch nicht in seinem eigenen Dienst, so doch im Dienst einer Sache, die der „Feind“ sich, notgedrungen oder nicht, zu eigen gemacht hatte: durfte da ein Mann, ein gefangener Soldat diese Gelegenheit ergreifen? Jean kam sich weltfremd vor, als er erlebte, wie einige Kameraden sich ohne Zögern meldeten und ihm sogar vorwarfen, daß es ihm jetzt selber an Entschlußfreudigkeit und am Willen zur Tat mangle.

Monate gingen vorbei und ein erster Brief aus Polen meldete Jean, daß seine Kameraden kurz vor dem Einsatz im Süden der Ostfront ständen. Der Brief erzählte auch von der Ausbildungszeit und der Kameradschaft mit den Deutschen. Jean konnte sich noch immer nicht entschließen. Er erkundigte sich nach Aufbau und Gliederung der französischen Freiwilligenlegion, in welchem Verhältnis sie zum deutschen Heer stände, was für eine Uniform sie trüge und ob sie ihre eigene Fahne hätte. Er legte großen Wert darauf zu wissen, ob die Kommandos in Französisch erfolgten und ob ein deutscher Unteroffizier verpflichtet sei, einem französischen Feldwebel Ehrenbezeigungen zu erweisen. Jean bekam Antwort auf jede Frage, aber kaum war eine beantwortet, da hatte er schon zehn neue Fragen bereit. Mit jeder zu seiner Zufriedenheit beantworteten Frage nahm seine Unsicherheit zu. Die deutsche Wehrmacht war ein nationales Heer: Was hatte er als Franzose im deutschen Heer zu suchen? Die Trikolore auf den Ärmeln kam ihm vor wie eine Dolmetscherbezeichnung auf einem internationalen Brieftaubenwettbewerb. Das deutsche Heer gehörte zu Deutschland. Es führte zwar jetzt im Osten einen Kampf, dessen Ausgang das Bild ganz

Europas bestimmen würde, aber in diesem Heere zu dienen, mit oder ohne Ärmelschild, kam Jean vor wie ein besseres Söldnertum. Der Kampf im Osten forderte von ganz Europa und von jedem einzelnen einen Bruch mit Traditionen, die nicht mehr zum Wesen der Dinge gehörten, um die wesentlichen Traditionen vor der Vernichtung und dem Untergang im roten Chaos zu bewahren. Da konnte ihm das deutsche Heer nichts anderes bieten als einen traditionellen Rahmen, der sich mit seinen eigenen Traditionen nicht vereinigen ließ. Jean brauchte etwas Neues, etwas noch nicht Dagewesenes, eine Formation, die den Bedürfnissen der Zeit entsprach, und nicht nur modern war auf Grund ihrer Maschinengewehre, Bewaffnung und tragbaren Funkgeräte. Die Formation, zu der Jean hätte stoßen mögen, müßte auch so modern sein, daß sie militärische Notwendigkeiten mit ideologischen Imperativen zu verbinden wüßte.

Da entsann sich Jean der Männer des vorgeschobenen Beobachterpostens, die ihn gefangengenommen hatten, der Männer mit dem Totenkopf auf der Uniform, über die genau so viele Gerüchte Fürchterliches zu berichten wußten wie damals über die Ulanen. Es wurde aber noch viel mehr erzählt von diesen Männern. Man sagte, sie seien politische Fanatiker und würden, bestens bewaffnet und ausgerüstet, immer an den Brennpunkten aller Fronten eingesetzt werden. Man erzählte, sie bildeten eine Elitetruppe und wollten und wagten als einzige den totalen Krieg, weil nur ein totaler Krieg die Totalität der kommunistischen Heilslehre auf ebenbürtige Weise bekämpfen könnte. Jean wurde bei seinem Lagerkommandanten vorstellig und bat ihn um Literatur über die Waffen-SS. Der Lagerkommandant

hatte zuerst verwundert die Augenbrauen hochgezogen und bat Jean, seine Frage zu wiederholen, weil er glaubte, ihn nicht richtig verstanden zu haben. Als Jean seine Bitte wiederholte, zog der Lagerkommandant seinen Bauch aus dem Stuhle hoch und sah Jean sprachlos an. Nach einigen Sekunden der Stille murmelte er vor sich hin: „Wie Sie wollen, ich werde in Berlin nachfragen, ob ich das darf, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich selber von dieser neuzeitlichen Formation nicht viel weiß. Es ist eine Art Experiment für das wir Offiziere, die wir die Tradition des deutschen Heeres verkörpern, wenig Verständnis haben können ... Aber ich werde in Berlin nachfragen.“

Jean hatte in seiner Gefangenenzeit seine deutschen Sprachkenntnisse erheblich verbessert, aber was er dann als Literatur über die Waffen-SS zu lesen bekam, erschien ihm eine vollkommen neue Sprache. Eine Veröffentlichung, die sich „Schwarzes Korps“ nannte, zog mit einer Wucht in die Galerien staubiger Werte und Begriffe hinein, daß Jean einen Augenblick lang meinte, das Blatt sei ein Trick und extra gedruckt, um Jean de Beaumarchais einzufangen. Hier las er eine Selbstkritik, deren Schärfe nur aus dem Bewußtsein der eigenen Kraft entstanden sein konnte. Jean verstand jetzt den Lagerkommandanten vollkommen. Diese SS tobte ja wie ein Berserker gegen deutsche Kleinlichkeit und engdeutsche Politikasterei und schleuderte germanische und europäische Forderungen einem Volk ins Gesicht, das einen Bismarck gebraucht hatte um seine politische Einheit schüchtern zu entdecken und noch kaum über sein Bayern oder seine Herzogtümer hinausgewachsen war. Hier wurde die wahre Sprache der europäischen Revolution gesprochen und nur so würde das alte, ver-

staubte, festgefahrene Europa genügend Kraft bekommen können, um den gigantischen Kampf mit dem roten Osten zu überleben. Jean las mit hungrigen Augen Frontberichte, in denen plötzlich ein Däne als Kommandeur eines Bataillons auftrat, eines Bataillons, in dem deutsche Offiziere und Soldaten unter dem Befehl dieses Dänen standen, der dazu noch schlecht deutsch sprach. An einer anderen Stelle war die Rede von einem flämischen Panzerkommandanten, der einen Deutschen als Richtschützen, einen Holländer als Funker, einen Norweger als Ladeschützen und einen zweiten Deutschen als Fahrer unter seinem Befehl hatte, und diesen die saftigen Flüche Flanderns beigebracht hatte.

Da wußte Jean auf einmal ganz klar: In diesen Panzer müßte ein Franzose hinein. Hier wurde radikal gebrochen mit Traditionen, die nicht mehr den wesentlichen Notwendigkeiten der Zeit entsprachen, hier war die kämpferische Einheit Europas verwirklicht, hier waren die Landesgrenzen überwunden und kamen abendländisches Bewußtsein und abendländische Schicksalsgemeinschaft zum Durchbruch. Hier war die Truppe, die es wagen konnte, inmitten der überwältigenden Masse der deutschen Wehrmacht herausfordernd auf ebenso zählebige wie überholte Maßstäbe und Begriffe zu verzichten und sich Soldaten einer politischen Lehre, Sammelpunkt einer europäischen Revolution zu nennen. Darum konnten diese Männer es auch wagen, nicht nur militärisch, sondern auch ideologisch, mit jener kolossalen Macht den Kampf aufzunehmen, die ebenfalls mit Traditionen zu brechen gewagt hatte, um aber an ihrer Stelle nur Haß und Vernichtung in einer geistigen Wüste zu hinterlassen. Eine Woche lang überlegte sich Jean, ob er seinem spontanen Gefühl gehorchen durfte.

Dann schrieb er mit eigener Hand ein Gesuch, um als freiwilliger Flieger in die Waffen-SS aufgenommen zu werden.

Drei Tage danach traf mit riesiger Verspätung von einer Vichy-Regierungsstelle ein Telegramm ein, worin Jean mitgeteilt wurde, daß sein Vater beim englischen Überfall auf die französische Flotte den Tod gefunden hatte. Es war für Jean wie eine Bestätigung seines Entschlusses und einen Augenblick lang sah er seinen Vater aus einem dicken goldenen Rahmen auf ihn und seine fremde Uniform voller Stolz herabsehen.

*

Genau anderthalb Jahr danach kapitulierte die sechste Armee vor Stalingrad. Jean de Beaumarchais saß in einem Gefangenenlager. Nicht in einem anderen Gefangenenlager, nein, in dem gleichen Gefangenenlager, in dem er schon immer saß, seit Frankreichs Niederlage. Einer von Jeans Ahnen war einst in die Gefangenschaft der Sarazenen geraten und der Herzog, unter dessen Fahne er diente, bezahlte ein großes Lösegeld, um Jeans Ahnherrn und verschiedene seiner Leidensgenossen freizukaufen. Der Sarazenen-Häuptling empfing das Lösegeld ... und Jeans Ahnherr wurde bei der Auslieferung vergessen. Es gehörte also mehr oder weniger zur Familientradition, daß Jean de Beaumarchais, der junge kriegsgefangene französische Offizier, der sich nach einem schweren inneren Kampf als Freiwilliger der Waffen-SS an die Ostfront gemeldet hatte, vergessen wurde, einfach vergessen. Sich zur Waffen-SS zu melden war für Jean ein so bedeutender Akt gewesen, daß er genau so wenig eine Wiederholung ertrug wie eine

feierliche Urkunde Richards des Löwen eine Kopie. Jean überlegte sich, ob vielleicht der Lagerkommandant seine wohlgepflegte Hand im Spiele habe. Dann wieder glaubte er, daß man möglicherweise in einer Berliner Schreibstube mit einem Freiwilligen, der sich als Flieger zur Waffen-SS meldet, nichts Rechtes anzufangen wüßte. Denn Jean hatte inzwischen entdeckt, daß die Waffen-SS noch keine eigene Fliegerei besaß. In den langen Monaten des Wartens hatte der Gang der Kriegsgeschehnisse an der Ostfront ihm genügend Gelegenheit gegeben, den moralischen Wert seiner Meldung zum Kampf gegen den Bolschewismus mit dem praktischen Wert etwa des Entschlusses zu vergleichen, sich an Bord eines schwer angeschlagenen Schiffes zu begeben, das in unmittelbarer Gefahr schwebt, fatale Havarie zu erleiden. Der Gedanke an die eigene Sicherheit und an die Gefährlichkeit des Einsatzes für eine Sache, deren Sieg keineswegs gesichert schien, wäre nur logisch gewesen. In Jeans Kopf kam ein solcher Gedanke nicht auf. Für eine solche Art der Bedachtsamkeit floß sein Blut etwas zu schnell durch die Adern. Stalingrad kam wie ein erschütternder Schlag. Jetzt war es aus mit dem Siegen und dem Vorwärtsstürmen, und aus den Lautsprechern im Lager schallten keine schmetternden Fanfaren mehr. Ein mitgefangener Offizier, der das besondere Vertrauen des Lagerkommandanten hatte, teilte Jean unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mit, daß der Lagerkommandant geäußert hätte, der Krieg im Osten wäre rettungslos verloren und eine alliierte Invasion im Westen würde Deutschland den Genickschuß geben. Das Lager surrte von Gerüchten über riesige alliierte Bomberflotten, die bei Nacht und auch schon bei Tag deutsche Städte in Schutt und Trümmer legten. In Afrika wären die Deutschen von den Forts

Alexandriens weggejagt, würden immer weiter zurückgedrängt und in absehbarer Zeit gezwungen werden, den nordafrikanischen Kriegsschauplatz aufzugeben. Es war sehr verständlich, daß es in den Lagern der französischen Kriegsgefangenen nie viele Anhänger von De Gaulle gegeben hatte, obwohl die Gefangenen über den Verlauf der politischen und militärischen Geschehnisse immer sehr gut informiert waren. Es war eben so verständlich, daß die katastrophale Entwicklung der deutschen militärischen Lage die Zahl der De Gaulle-Anhänger vergrößerte, und hier und da wurde zum erstenmal sogar eine Stimme laut, die Pétain als „alten Trottel" bezeichnete. Die geschwätzigsten unter den Gefangenen, die vorher Laval immer gelobt hatten, weil er versuchte, die Kriegsgefangenen nach Frankreich zurückzuholen, rechneten jetzt schon aus, wann der Kopf dieses „deutschen Söldlings" rollen würde. Jean de Beaumarchais ging von alledem unberührt im Lager umher. Seine Problematik bestand darin, wie er wohl in der Waffen-SS an ein Flugzeug geraten könnte, denn ein anderer Einsatz konnte doch für ihn nicht in Frage kommen ...

*

Am 6. Juli 1943 landeten die alliierten Truppen auf Sizilien und versetzten dem weichen Unterleib der europäischen Festung den ersten Stoß. Am 7. Juli 1943 um die Mittagsstunde wurde diese Tatsache Jean de Beaumarchais bekannt und eine halbe Stunde später wurde er zum Lagerkommandanten gerufen. Mit einem soignierten, mitleidigen Lächeln zeigte dieser Jean ein Stück Papier, über dem gedruckt stand: „Marschbefehl". Einige Sekunden lang schloß Jean die Augen.

Am Abend desselben Tages fuhr Jean in einem verdunkelten Abteil nach dem Truppenübungsplatz Natzweiler. Etwas scheu schob er sich am Bahnhof in einen Restaurationssaal hinein und setzte sich an einen Tisch, wo einige gelangweilte deutsche Soldaten sich unterhielten. An diesem ersten Abend seines neuen Lebens war es vor spannender Erwartung so leer in Jeans Kopf, daß er das Gespräch der Soldaten belauschte. Er konnte sehr schnell feststellen, daß es Urlauber einer Division waren, die in Frankreich lag. Das Gespräch war müde und wurde erst etwas belebter, als einer der Soldaten meinte, daß es nun doch wohl mit der Verlegung der Division an die Ostfront Ernst werden würde. „Unser Alter wird das schon abwimmeln können, Mensch ... wir liegen schon so lange in Frankreich und diese Latrinenparole ist schon so oft in Umlauf gesetzt worden. Nee, nee, in Frankreich lebt sich's gut, wir haben da sozusagen Familienleben und mir ist ein heiles Kreuz noch immer lieber als ein eisernes!" Jean fühlte, wie das Blut ihm zu Kopfe stieg.

Im Zugabteil saß ein französischer Arbeiter, er war Elektriker und sehr beredsam. Kriegsgefangener war er nie gewesen, er arbeitete gern in Deutschland, aber jetzt begann es ungemütlich zu werden mit den Bombardements. Er wollte deshalb zurück nach Frankreich, und nichts wäre leichter, als sich nach Frankreich zurückzuschleichen. Jean sah plötzlich, wie die Sonne über der bretonischen Landschaft untergeht, und er roch den Duft blühender Weingärten. Er hörte eine Mädchenstimme singen von Liebe und Küssen und Leben, und diese Stimme gehörte einem Mädel, wie es sie nur in Frankreich gibt.

„Der Krieg ist für Deutschland verloren, die Alliierten sind zu stark und die Amerikaner werden auch die Sowjets schon kleinkriegen. Deutschland ist verloren". Damit unterbrach der Elektriker Jeans Gedanken. Und zum zweitenmal in diesem Abend stieg Jean das Blut zu Kopf.

Der Berliner Unterscharführer lachte laut auf als Jean ihn in seinem ebenso korrekten wie steifen Deutsch bat, ihm mitzuteilen, ob er denn nicht als Freiwilliger SS-Mann zur Luftwaffe abkommandiert werden könnte, denn er fliege nun mal für sein Leben gern. „Und Apfeltorte mit Schlagsahne schmeckt ooch gut", sagte der Unterscharführer und lachte laut über seinen eigenen Witz.

Jeans Enttäuschung war groß, aber es fiel ihm nicht schwer, sie zu überwinden und er sagte sich jeden Morgen, wenn er in seinem Rekrutenbett aus einem tiefen Schlaf erwachte, der die Folge der schweren Ausbildung war: „Die Beaumarchias waren immer Soldaten des Heeres ..."

Mit frommer Andacht nahm Jean die Uniform in Empfang. Für ihn war es keine Uniform, sondern das Kleid eines Ordens, dem er sich für ewige Zeit angelobte.

Von Poltawa kämpfte Jean de Beaumarchais sich zurück bis in die Berliner Friedrichstraße Nr. 176, Kellergeschoß. Der Krieg war nur noch ein einziger bitterer Rückzug. Als ein Sowjetpanzer ihm den linken Arm abfuhr, mußte er drei Monate lang in einem Lazarett bleiben. Es gehörte auch zu der Beaumarchais'schen Tradition, sich so schnell wie möglich aus einem Lazarett

herauszuschmuggeln. Jean erschien wieder bei seiner Einheit, aber konnte gemäß den Bestimmungen nicht mehr eingesetzt werden. Er tat dann Dienst in einer Schreibstube, denn bald erwartete er den Augenblick, da auch die Schreibstuben der Waffen-SS Frontgebiet sein würden.

*

Der irische Kapuziner schüttelte seinen ganzen mächtigen Leib vor Spaß, als Jean ihm schilderte, wie oft er seinen Häschern auf dem Kontinent entwischt war. Es war auch eine dieser drolligen Geschichten als Jean erzählte, daß er einmal kurz gefangen war, unter dem Verdacht, ein gewisser Rembrandt zu sein. Wie Pilze waren nach der Befreiung in den westeuropäischen Demokratien, wie Frankreich, Belgien und Holland, die Geheimen Politischen Polizeien aus dem Boden geschossen. Ihre Elemente bestanden meistens aus Leuten, die polizeiliche Fachkenntnisse durch heiligen und hektischen Eifer im Aufsuchen und Entdecken von „Kollaborateuren" ersetzten. So kam es, daß die Gesamten und Geheimen und Politischen Polizeien aus dem Westen schlagartig eine Suche nach einem „gewissen Rembrandt" organisierten, der „namhaften Kollaborateuren an der Universität Hamburg einen Preis verlieh", jahrein, jahraus, solange die „Besatzung der Hunnen" und das „landesverräterische Treiben der Kollaborateure" dauerten. In der Personalabschreibung dieses „üblen Feindbegünstigers" war verzeichnet, daß Rembrandt eine Art Spitzbart trüge. Selbstverständlich gingen die Politischen Polizeien des Westens nach der demokratischen Norm der grundsätzlichen Gleichheit aller Spitzbärte vor dem Gesetz vor. Jean hatte sich zur Tarnung auch einen

wachsen lassen, und so kam es, daß er sich plötzlich mit einer Unzahl Spitzbärtiger in einem der noch unzähligeren Büros der belgischen Sicherheitspolizei befand. Jean hatte einen gut gefälschten Ausweis als Zwangsarbeiter und Bombenverwundeter in Deutschland, denn wer im Judenviertel Antwerpens den Preis zahlte, bekam auch Ware für sein Geld. Der Ausweis verhalf Jean wieder zur Freiheit und dem Kapuziner zu einem Ausbruch franziskanischer Heiterkeit.

In den wenigen Stunden eines Spazierganges dort, wo die Felsen bei Dunz-Laoghaire sich trotzig aus dem irischen Meer erheben, war zwischen dem Kapuziner und Jean eine spontane Freundschaft gewachsen, denn der Kapuziner hatte seine Ideen und beim Oster-Aufstand 1917 gegen die Engländer im großen Postamt Dublins eine recht aktive Flinte in der Hand gehabt. Jean erhoffte von ihm, daß er ihm dazu verhelfen könnte, wieder de Beaumarchais heißen zu dürfen. Denn irgendwie empfand er seinen falschen Namen als etwas Unwürdiges, als eine Art ethischer Unkeuschheit. Dem Kapuziner fiel Jeans Drängen auf, und er sagte gutmütig und etwas kurzatmig: „Keine Sorge, mein Junge ... wo wir hier stehen, hieß es auch mal Queenstown, und Gott ist weise, ich aber ziemlich schlau“. Eine Woche später saß Jean mit dem Kapuziner einem hohen Beamten gegenüber und mußte ihm kurz seine Geschichte schildern und genauestens erwähnen, wo er geboren war, und in welchem Register die Geburtseintragung erfolgt war. Dann sagte der Beamte mit gehobener, feierlicher Stimme: „Der jahrhundertelange Kampf um unsere Selbständigkeit und das Schicksal Unzähliger der besten Söhne dieses Volkes verpflichten uns geradezu, das heilige Exilrecht

ungeschändet zu bewahren. Mein Land hat die Proklamation der Rechte der Menschlichkeit nicht nur in den Versammlungen der Vereinigten Nationen gepredigt, sondern trachtet danach, über den Buchstaben dieser Proklamation hinaus den Geist jener Menschlichkeit zu praktizieren: es gehört zu den heiligsten Rechten eines Menschen, den Namen tragen zu dürfen, den seine Geburt ihm gab". Jean war sehr beeindruckt, und als sie auf der Straße waren, sagte der Kapuziner mit gutmütigem Spott: „Sehen Sie ... trotz der Bekehrung seit seinem Großvater kann er den presbyterianischen Pfarrerston nicht loswerden".

*

Das alles war am Tage zuvor geschehen, und es war Jean, als höre er noch den Kapuziner in seinen Bauch hineinlachen. Vorsichtig machte er einen kleinen Schrank auf und holte ein gelbliches Büchlein hervor. Auf den Umschlag war „Eire" und „Ireland" gedruckt und als Symbol eine Harfe: das einzige Land der Welt, das es wagte, dem technokratischen zwanzigsten Jahrhundert mit seinem Eigenwahn und trotzigen Übermut ins Gesicht zu lachen, indem es eine Harfe als nationales Symbol aus der Tiefe der Jahrhunderte holte, und mitten in die Zeit der Atombomben hineinstellte. Jean schlug das Büchlein auf und da stand sein Name mit sorgfältigen, deutlichen Beamten-Buchstaben:

Sloinnenadh: de Beaumarchais. Und darunter: Ainneacha Jean.

Seit vierundzwanzig Stunden sah Jean sich vielleicht zum fünfzigsten Mal dieses Wunder seiner Wiedergeburt an, und jedes Mal durchströmte ihn eine heiße

Welle der Freude und Erkenntlichkeit. Dieses unsagbare Glück verdankte er einem der kleinsten und ärmsten Staaten der Welt, einem Volk, das wahrhaftig groß war, denn es bewies seine Größe den Mächtigen wie den Bedrückten dieser Welt gegenüber. Es wagte in der Stunde des berauschenden Sieges Churchill über den breiten Mund zu fahren, und es wagte, den Geächteten die Ehre als Menschen und Soldaten wieder zu geben, während die Großen wie eine Meute räudiger Straßenhunde nach dem bequemen Blut der Wehrlosen lechzten.

Vierundzwanzig Stunden war es her, und Jean fühlte sich stark und frei. Endlich war er wieder, der er immer war, und endlich konnte er auch dem Erpresser Kapronec entkommen. Er war wieder ein freier Mann und würde sich mit eigener Kraft sein Leben aufbauen, weit weg vom müden, kranken Europa. Weit weg vom geliebten Frankreich, wo die Thorez und die Duclos mit sardonischem Gelächter die letzten Kräfte aus dem verfallenen Lande sogen und die geschwätzigen Bürgerlichen und Gemäßigten sich feige von diesem Schauspiel abwandten, nach allen Himmelsrichtungen ihre servilen Bücklinge machten und ihre Impotenz hinausstammelten. Weit weg von alledem wollte Jean seine Jugend und seine Kraft der Jugend und der Kraft unverbrauchter Völker einordnen, draußen in Südamerika oder in Südafrika. Heute abend noch würde er Schluß machen mit dem Zirkus, aber dieses eine Mal noch mußte er auftreten, denn ein guter Freund saß im Publikum. Das ganze Publikum war sein guter Freund, denn es war Irland, dieses herrliche, unvergeßliche, reinste Land Europas.

*

„Fertigmachen zum Auftreten!“

In Windeseile hatte sich Jean umgezogen, und bevor er den falschen linken Arm anlegte ließ er seinen Stummel vor lauter Lebensfreude wedeln. Als er in die Arena trat, standen die beiden großen Kraftwagen schon bereit und bevor sie ihre zweihundertvierzig Pferde aufheulen ließen, hörte Jean in der einfallenden Stille, wie ganz vorne am Arenarand vor überschwänglicher Fröhlichkeit in einen dicken Bauch hineingelacht wurde.

VI.

Die zornigen Wellen schlugen mit höllischem Lärm gegen den hohlen Bauch des kleinen deutschen Küstenschiffes. Es hatte mit seinen neun Knoten Fahrt und dreihundert Tonnen Laderaum den weiten Weg vom Norden Europas durch die hinterlistige Biskaya bis zur südlichen Halbkugel brav hinter sich gebracht. Gerade als die Mitfahrenden voller Spannung in dem winzigen Rundfunkgerät die städtischen Sender von Buenos Aires herausfischten, faßte der Sturm mit tropischer Gewalt das kleine Boot und jagte es vom schäumenden Kamm haushoher Wellen hinunter in gähnende schwarze Wassertiefen.

Auf der engen Brücke stand der Kapitän. Vor fünfzig Jahren hatte er als Schiffsjunge auf einem Kali-Segler schon die Bucht vor Santos hassen gelernt. Ihn ärgerte die Verzögerung der Ankunft, denn er war ungeduldig zu wissen, ob sein tollkühner Streich gelungen war, mitten durch die übende Home Fleet zu fahren und dieserart die alliierte Kontrollkommission zu narren.

In gelblicher Ferne torkelte unter fahlen Wolken ein Turm hin und her, gleich einem betrunkenen Riesen.

Derselbe Turm war schon morgens zu sehen gewesen, bevor noch das Schiff vergeblich zu versuchen begann, mit seinen vierhundert Dieselpferden gegen den Sturm anzukeuchen. Mit unbeirrbarer Gleichmäßigkeit hatten die Kolben ihr beruhigendes Tak-Tok gestampft, das nur dann zu schriller Hysterie anschwoll, wenn eine Welle das Heck mit der Schraube aus dem Wasser hob. Am Nachmittag stoppte plötzlich der Motor und hinterließ eine unheimliche Pause im Getöse.

Auf dem Schiff war es still geworden, grauenhaft still, nur das Jagen des Windes und das gurgelnde Saugen der Wellen wuchsen an zu einem langanhaltenden Todesschrei. Unten im leeren Laderaum tobte das rasende Heulen des Sturmes und der Wogen mit einer gedämpften Unheimlichkeit.

Vier Häuflein Menschen kauerten, jedes an einer anderen Stelle des endlos scheinenden Raumes, dicht an einander gedrängt: die Mütter ihre Kinder in ihren Armen bergend, die Männer mit fahlen, hageren Gesichtern, aus denen glanzlose Augen geradeaus starrten. Die Kinder wimmerten leise und unaufhörlich vor sich hin in tonlosem Klagen. Nur die erfahrenen Seeleute durften heute an Deck bleiben. Die Lampen waren erloschen und nur ab und zu jagte der Blitz einen grellen Schein durch die Luke, über der ein flatterndes Segeltuch Wind und Regen wehren sollte.

* * *

In der äußersten Ecke des Raumes stemmte Geerten Ruwaert seinen breiten Rücken steif und bewegungslos gegen die eiserne Wand. Er saß wie versteinert und

fühlte ein unterdrücktes Zittern seine Beinmuskeln verkrampfen, so daß der Schmerz glühend durch die Waden zog. Jedesmal wenn es vorbei war, zog er wiederum mit Gewalt die Zehen in den nassen Schuhen hoch, bis der Krampf ihn wieder peinigte. Er tat gut, dieser Kampf mit dem Schmerz. Mit seinem rechten Arm umschloß er sein Kind und mit der linken Hand streichelte er leise über das Antlitz seiner Frau, die auf einer dünnen Matratze ruhte und ihren blonden Kopf in seinen Schoß gelegt hatte. Geerten beugte sich ab und zu vor, wenn das Stöhnen der Frau lauter wurde und sie ihren Kopf in seinem Schoß vor Schmerzen hin und her wandte. Dann tastete er mit der Linken dorthin, wo neues Leben den gespannten Leib durchstoßen wollte. Er hielt den Atem an und seine breiten Nasenflügel blähten sich bis er spürte, wie die Schmerzwelle verebbte und es wieder ruhiger in ihr wurde. Er zog seine Hand zurück, trocknete den Schweiß von ihrer Stirn und murmelte unverständliche Worte vor sich hin, die ihr Beruhigung und Stärkung gaben. Immer neue Wellen von sich steigernden Schmerzen rissen und zerrten an der Frau und brannten sie wund. So heftig wurden die Wehen, daß sie jedesmal traurig darüber nachsann, warum der Mann, in dessen Schoß sie ihren Kopf hin und her wälzte, ihr so fremd war wie ein Lebewesen auf einem anderen Planeten, er, den sie doch so liebte und dessen Kind sie mit so inniger und stolzer Freude in sich trug. Jedesmal wenn der Schmerz verebbt war, zog sie seinen Kopf an ihren Mund und küßte ihn mit weicher Müdigkeit, als wollte sie die Augenblicke, da sie ihn allein gelassen und nur sich selbst und ihrem Schmerz gelebt hatte, wieder fortküssen. Denn was jetzt aus ihr ins Leben drängte, war doch so sehr sein Kind, weit mehr noch als das erste, das er jetzt so fest an sich drückte.

Das erste war ein Kind des unerschütterlichen Glaubens gewesen. Es wurde geboren in jener trostlosen Nacht, in der die Ardennen-Offensive endgültig zusammengebrochen war und damit auch Geertens heißer Wunsch, in sein Flandern heimkehren zu können. Nein, nicht als Sieger, nicht als Rächer für die erschlagenen und gefolterten Kameraden, für die Schändung der eigenen Schwester durch jenen menschlichen Abschaum, der die Seele der „Befreiung" gewesen war; auch nicht als Werkzeug außerflämischer Interessen; aber wohl mit einem klaren Wollen im Herzen und mit geläuterten Begriffen im Kopfe; weit entfernt vom unsinnigen Wahn einer „Westmark" oder eines „Gaues" Flandern, wieder zugewandt den bleibenden und zeitlosen Tatsachen der Blutsverbundenheit und Schicksalsgemeinschaft mit dem großen Deutschland, dem ausgebluteten, sich verzehrenden Deutschland, diesem stärksten Glied in der Kette der germanischen Völker.

Dieser Traum wurde kurz vor Namur und Dinant zerschlagen durch den Bombenregen, der in der westlichen Eiffel auf die machtlose Nachhut der stärksten, modernsten, bestausgerüsteten Armee Deutschlands herniederging. In dieser Nacht hatte Geerten gewußt, daß es nie mehr um politische Dinge gehen würde, nur noch um das nackte Leben. Er hatte zu seiner Frau in jener Nacht davon gesprochen, bei einem hastigen, gejagten Besuch. Und sie hatte schweigend zugehört, als Geerten mehr zu sich selber als zu ihr sagte: „Nein ... wir können diesen Krieg nicht verlieren, es wäre zu schlimm, nicht für uns ... für die Welt ... für unser Flandern ... für unsere Kinder. Das Wunder wird geschehen, es wird geboren werden aus unserem Glauben, aus unserem fanatischen Willen! Wir wollen an dieses Wunder glauben,

und wir wollen beweisen, daß wir daran glauben, Du und ich ... und wenn niemand anders mehr daran glaubt. Weißt Du, wenn ich in Deine Augen schaue, dann sehe ich die Geschlechter, die aus Dir und mir erstehen werden, und die das Feuer unseres Glaubens wach halten werden bis ans Ende aller Zeiten ... Wir müssen unserem Flandern diese Kinder schenken, diesem Flandern, das uns die frohe Botschaft des mystischen Glaubens schenkte, aus dessen Geschlechtern die Kraft in unsere Seelen geflossen ist und der Wille in unsere Herzen, ohne die wir nichts wären ... Die mysteriöse Kette, die in uns Flanderns Zukunft an seine Vergangenheit bindet, darf nicht zerreißen. Liebste, ich spüre, wie die ewigen Kräfte unseres Landes und unseres Volkes in mir lebendig sind, wie sie meine Beine hart werden lassen und meinen Kopf nach oben zwingen, wie mein Herz weit und stark wird im Bewußtsein unserer Ewigkeit. In dir werde ich mein Flandern lieben und aus dir wird mein Flandern erstehen, leuchtend wie die Sonne. Und gerade wenn die düstersten Wolken vor ihr hertreiben, deren Ende nicht abzusehen ist. Dies soll das Kind unseres Glaubens sein."

Sie hatte ihn schweigend angehört, wie er mit leiser Stimme vor sich hin gesprochen hatte, in kaltem, stolzem Zorne. Und als er wieder anhob, war es ihr, als käme seine Stimme von weit her, und sie sah einen mächtigen Dom vor sich, hoch und frei, wie die Wälder Flanderns, und sie atmete die kraftvolle Seeluft der Heimat. Und als die Stimme ihr das Lied von der Ewigkeit ihrer Körper und ihrer Seelen, ihres Glaubens und ihrer Liebe sang, weitete sich ihr Herz und ihre Augen versanken in ein Meer von Farben. Eine fromme Wollust, wie sie sie noch nicht kannte, durchbebte ihren jungen Leib, der

sich voller Erwartung, zwischen ewigem Leben und ewigem Tod, zwischen Anfang und Ende, wie eine Brücke spannte. Und da war ihr der eigene Leib vertraut und lieb geworden und sie spürte in ihm den Hunger nach Schöpfung und Ewigkeit. So war dieses Kind geworden, das Geerten jetzt umklammert hielt.

Aber das andere, das sich in ihr regte und sie peinigte, war nur sein Kind, sie war sein Werkzeug gewesen, nichts weiter. Denn dies Kind war die Frucht seines kalten Zornes, seiner überlegten Wut. Es war seine Herausforderung an die Welt ihrer Feinde, sein wildes Bekenntnis zum Leben, zu Werten, die von seinen Feinden getreten und bespieen worden waren.

Sie waren damals im seelenlosen Meer von Brüssels Häusern untergetaucht und hatten in einem winzigen Dachzimmer, das Geerten bei Tage nie verlassen durfte, Unterschlupf gefunden. Es fehlte ihm dort an Luft und Sonne, und der Hunger war ihr ständiger Geselle. In diesem armseligen Käfig hatten nur Spanienpläne und Reiserouten ihn am Leben erhalten. Sie hatte Liebe und Leid mit ihm geteilt, eigentlich nur Leid. Sogar ihre Umarmungen waren blutarm, weil das Verlangen nach Flanderns Küste an seinem Herzen nagte, Tag und Nacht. Und eines Tages war plötzlich wie eine neidige Flamme der Zorn in ihm aufgelodert, als sie in einem leichten Sommerkleidchen zum Bäcker gehen wollte, ihrer beider tägliches Kummerbrot zu holen. Er hatte geschrien, er wüßte schon, daß sie dies armselige Leben mit ihm satt hätte, sie solle doch gehen und sich ganz denjenigen hingeben, für die sie dies nackte Kleid trüge. Sie hatte ihn verständnislos angeblickt, und da war er noch zorniger geworden und hatte ihr mit rohem Ruck

das Kleid vom Leibe gerissen. Es war ihr Schönstes gewesen.

Nachher hatte er sie lieb geküßt und dann war er noch eifriger an seine Fluchtpläne gegangen: „Wir müssen nach Spanien, und dann nach Südamerika, nach Argentinien. Dort leben noch junge Völker, unverbraucht, grausam vielleicht, aber mit der Zukunft in ihrer Seele“.

Und dann waren die Häscher gekommen, weil sie verraten wurden. Sie hatte nur noch Zeit, seine Hand zu drücken. Sie wurde zu einer Zelle geführt und als sie davor stehenblieb und nicht wußte, was sie tun sollte, wurde sie so hineingestoßen, daß sie stürzte. Da war das Kind, das sie von ihm trug, in ihr gestorben. Erst nach drei Wochen durfte sie zum Arzt, als ihre Beine schon steif wurden, weil das tote Kind in ihr verweste und sich nicht hatte lösen wollen vom Mutterleibe.

Als Geerten sich dann die Freiheit zurückerobert hatte und sie sich zum ersten Mal wiedersahen, hatte sie nicht gewußt, wie sie es ihm sagen sollte, und auf seine Fragen gewartet. Er hatte sie nicht geküßt, war nur schweigend neben ihr her gegangen, an einem fremden Strande, in einem fremden Lande. Und erst nach langer Zeit hatte er gefragt: „Unsere Kinder?“ Sie war stumm geblieben. „Wie geht es unseren Kindern, wo sind sie?“, hatte er gedrängt. Da hatte sie seine Hand genommen, ihn angeschaut und ganz leise gesagt: „Mechteld ist ganz gesund, sie ist bei uns zu Hause“. Sie hatte ihn dann zum ersten Male wieder geküßt, aber sein Mund hatte unter ihren Lippen unruhig gezuckt. Dann fragte er: „Und Koenraad?“ Alles war leer um sie geworden und er hatte sie beim Arm gefaßt und unter seinen buschigen Augenbraunen hatte ein herzloser Blick sie forschend

durchbohrt: „Und Koenraad ... Koenraad?“ Sie hatte den Kopf geschüttelt, nur so geschüttelt. „Koenraad ist tot!“ Sie hatte es tonlos gesagt, als ob von einem fremden Kinde die Rede sei. Und sie erzählte ihm von der Zelle und von dem fürchterlichen Geruch bei der Operation. Immer wieder hatte er neue Fragen gestellt, hatte mehr wissen wollen. Sie hatte zum ersten Mal Angst vor ihm bekommen, weil er dabei so fahl aussah und so verfallen erschien. Er hatte wissen wollen, wie der Mann ausgesehen hatte, der sie in die Zelle hineinstieß und wie der Arzt angezogen war bei der Operation, und sie hatte Angst gehabt, mehr vor seinem Blick als vor seinen Fragen.

Einige Wochen später hatten sie sich endgültig dem unmittelbaren Zugriff ihrer Feinde entzogen und Zuflucht in dem einzigen europäischen Land gefunden, das noch den Mut hatte, nach eigenen Gesetzen zu handeln. Dieses Land hatte viel gelitten, und weil es in jedem Jahrhundert tapfer zu sterben wußte, lebte es noch. In peinvoller Armut, aber bewußter als die Reichen. Man nennt es die Insel der Heiligen und Rebellen. Dort war Geerten wieder zu sich gekommen und an die Stelle unberechenbaren Zornes war kalter Haß getreten.

Eines Nachmittags auf den friedlichen Felshängen von Howth, war eine seltene Ruhe über ihn gekommen, die Ruhe, die sie schon lange in ihm vermißte. Das Kind war zu Hause geblieben, bei der „adoptierten“ Tante, deren Bruder in Englands Schützengräben bei Verdun geblieben war. Geerten und seine Frau konnten das Haus am anderen Ufer der Bay erkennen. „Dieses Land werde ich nie vergessen. Als kleiner Junge habe ich beim Lesen der irischen Heldensagen immer gewünscht, hier zu ster-

ben. Ich werde aber hier nicht sterben, denn das Zeitalter der Heldensagen ist vorbei, wir leben im Zeitalter der elektrischen Rechenmaschinen. Selbst in Irland gibt es einige, wenn auch viel weniger als anderswo, aber es gibt eben welche. Und weil dies so ist, wird früher oder später die herrliche Fernsicht, die wir jetzt über das Irische Meer genießen, eingeengt werden. Und dann ist auch die letzte Insel des Abendlandes verseucht. Dann sind wir angefault genug, reif für den ungeschminkten gewalttätigen Materialismus des Ostens, oder für den geifernden, bequemlichen Materialismus des Westens. Was sich dem entgegenstellte, ist ausgerottet, wenigstens auf dem Papier. Diese Berechnung, diese Perspektive ist mir zu bequem, ich möchte sie durchkreuzen. Das ist mein gutes Recht. Du mußt mir dabei helfen, willst Du?"
Er hatte ihre Beine gestreichelt, aber seine Stimme klang wie die eines Satyrs. Sie hörte plötzlich, wie die Gnomen in Griegs tiefer Hölle des Trollkönigs umherstampften. Und mit spitzen, stechenden Fingern auf sie wiesen, sie in ihre Mitte nahmen und sie auslachten, um dann wieder mit einem unheimlichen Rhythmus um sie herum zu schleichen ...

Geerten unterbrach ihre Gedanken und es war ihr, als sei sie aus einem scheußlichen Traum aufgeschreckt worden. Er war aufgestanden und wies mit ausgestreckter Hand nach dem Westen: „Dort an diesem Pier hat im Weltkrieg das U-Boot mit Richmond festgemacht und dann haben die Iren Waffen und noch mal Waffen herausgeholt und sich auf ihren Aufstand gegen die Engländer vorbereitet. Ob die historische Wahrheit damit übereinstimmt oder nicht, wissen nur die verstaubten Archive des ‚Imperial Staff'. Das tut auch nichts zur Sache. Richmond wurde umgebracht und Irland war

klein und arm, eine Handvoll Männer gegen das gewaltige englische Weltreich und sie haben trotzdem gesiegt, obwohl doch die kalte Vernunft sagen mußte, daß ihr Kampf sinnlos war und von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es kommt nur darauf an, ob man durchhält oder nicht. Wenn wir nachgeben, und sei es nur im Verborgensten unserer Gedanken, dann haben die Anderen gewonnen. Eher nicht, denn der Kampf ist nur scheinbar zum Stillstand gekommen, er geht in Wirklichkeit noch immer weiter und dauert genau so lange, bis wir die Stellung aufgeben. Gestern bin ich im Wagen unserer Gesandtschaft umhergefahren und der Handels-Attaché hat sich sogar einmal versprochen und „Monsieur Geerten" gesagt, obwohl er ganz genau weiß, wer ich bin. Aber weil ich für die „Heimat" ein paar Exportfranken verdiene, ist alles in Butter, und werden sie nicht versuchen, mich bei Nacht und Nebel in den Raum irgendeines belgischen Schiffes zu schmeißen, um mich der „Landesgerechtigkeit" auszusetzen. Ob es nun mit Exportfranken, mit sich durchsetzender Sozialgesetzgebung, Sperrgulden, -pfunden oder -franken ist, ob es mit staatlich gesteuerten Nachrichtenagenturen und Zeitungspapierzuteilungen ist, das alles ist nur nebensächlich. Hauptsache ist, daß sie uns nachäffen, nachäffen *müssen*, weil die Zeiten sie dazu zwingen, und wenn sie es schlecht imitieren."

Geertens Frau gähnte und streckte ihre sonnengebräunten Arme aus, und dann hatte er jäh ihren Arm ergriffen, und sie wunderte sich, wie zärtlich er mit seinen Lippen darüberfuhr. „Glaubst Du eigentlich noch an mich?" Geertens Stimme klang etwas heiser und beklommen. Da lachte sie, so hell und froh und plätschernd wie ein Wasserfall. Bevor er noch ihren Mund suchen konnte,

war sie aufgesprungen und davon geeilt. Von einer Felsenspitze, auf die sie mit der Behendigkeit einer Gazelle hinaufgeklettert war, rief sie ihm zu: „Wenn Du klettern kannst ..., gehört Dir dies alles“. Sie hob ihre schlanken Arme und ließ sie an ihrem Leib entlanggleiten. Dann entschwand sie hinter den Felsen.

Geerten sprang ihr nach und fand sie, da er sah, wie ein Schwarm Seemöwen aufgescheucht in den blauen Abendhimmel stieg. Er küßte sie — nie wird sie diese Küsse vergessen können —, doch plötzlich erstarrte er: „Ich küsse Dich jetzt und atme mich selig an Dir, und ich höre das Klopfen Deines Blutes und ich spüre die berauschende Wärme Deiner Brüste und kann mit meinen Händen über Deine Arme streicheln, an Deinen herrlichen Beinen entlang ... und die anderen? Die anderen, die mit mir im Panzer oder im Laufgraben zusammen waren? In der Zelle oder im Glauben? Siehst Du sie vor Dir stehen, die Tausende und Zehntausende, da hinten am anderen Ende der Welt, in Sibirien, oder beim Straßenbau in Kiew, oder in den Bergwerken des Urals? ... Verzeih, Liebste, daß ich so grob bin, aber ist es nicht grauenhaft, daß ich Dich jetzt küsse und morgen, am frischen Montag, Staubsauger und Elektromotore verkaufe und auf den Tankwart schimpfen werde, weil er mir zu wenig Benzin gibt? Ist es nicht grauenhaft, daß ich mich über ein halbes Prozent Kommission aufrege und Du vielleicht über den Schnitt eines neuen Pyjamas — und daß, während alledem, die dort am Saum der Welt dahinleben, dahinverrecken, langsam, grausam, und wir kaum noch Zeit haben, an sie zu denken? Und warum? Nur, weil ich damals nicht zur Division gehörte, die aufgerieben wurde, weil noch mein Blutgruppenzeichen eingetragen werden mußte ins Sold-

buch? Nur deshalb? Weißt Du, daß es Hunderttausende sind, dahinten, weit fort, am anderen Ende der Welt? Und die haben auch mal Münder geküßt und Arme gestreichelt. Siehst Du sie, wie die Not sie gefangen hält und zwingt, und begreifst Du, daß diese Not schlimmer ist als der schlimmste Zuhälter? Und die dahinten, da am anderen Ende der Welt, glaubst Du, daß die dies alles nicht sehen, mit ihren von Hunger und Not, Hunger der Seele und Not des Herzens, geschärften, mikroskopisch genauen Augen nicht sehen? Glaubst Du das? Was habe ich denn gesehen, in den blanken Stunden der Einzelhaft, in den grausameren Stunden der Gemeinschaftshaft, als die schlaflosen Nächte nie enden wollten? Und in diesen, meinen Stunden gab es doch niemals Schlitzaugen oder behaarte Hände mit Peitschen oder betrunkene Stimmen, die lallten: „Frau ... herrr!“ Und diese, meine Stunden haben doch nur kaum mehr als zwei Jahre gedauert. In einer Landschaft, die von Himmel und Weidenbäumen begrenzt war und wo ich das Läuten der Stadtglocken und das Heulen der Fabriksirenen hören konnte. Aber die dahinten, wo sind sie ... kannst Du auch nur auf tausend Kilometer sagen wo, können ihre Augen ausruhen auf roten Dachpfannen und haben ihre Ohren seit Jahren je ein Kinderlachen gehört? Und das allerschlimmste: wer denkt noch an sie? Sieh mal, es ist jetzt fast ein Jahr her, daß ich frei bin und trotzdem ist es heute das erste Mal, daß ich mit Dir über die dahinten spreche. Es ist der größte Sieg der Feinde, daß wir uns nur an die dahinten erinnern lassen, wenn unsere Feinde in ihren politischen Kabarett- und Zirkusversammlungen das Gespräch auf unsere Gefangenen bringen, weil es ihnen gerade ins Klima ihrer gelegentlichen politischen Reklameanstrengungen paßt. Und dann schimpfen wir auf ihre sterile Selbstbefriedigungsrhetorik, und was tun

wir weiter? Sagen, daß das Leben weiter gehen muß, ob die dahinten da sind oder nicht! Als ob deren Leben nicht ein Stück unseres Lebens wäre! Diesen Sieg, diese Remagenbrücke der Bequemlichkeit und Vergeßlichkeit und menschlichen Unzulänglichkeit dürfen wir unseren Feinden nie gönnen. Nie und nimmer! Da soll alles in uns aufstehen und laut und lauter schreien, um die Gewissen wach zu halten. Und wenn wir es nicht mehr schaffen, wenn wir heiser werden und gedanklicher Rheumatismus uns zum Murmeln oder gar zum Schweigen zwingt, da sollen unsere Kinder aufschreien. Wir sollen deshalb unseren Kindern erzählen von Roosevelt und Phosphor, Landsberg und Churchill, wie man uns erzählt hat von Schneewittchen und der Stiefmutter, Rotkäppchen und dem Wolf. Darum müssen wir weiter leben, nie aufhören zu leben, die wir noch im Stande sind, weiter zu leben und am Leben weiter zu bauen. Wir sollen zahlreich sein, zahlreicher als die anderen, die sich in ihrem dürren Egoismus und feiger Weltuntergangsangst aufschließen und ihre Samen berechnen wie ihre Börsenaktien. Ja, das Leben muß weiter gehen, aber nur in Funktion von allem, was je war. Und dazu gehören die dahinten. Sie sollen gerächt werden, denn die Rache ist unser, so sprechen wir. Was wäre sonst der tiefere Sinn unserer SS-Kinderheime? Daß sich einige Männer austoben könnten? Dieser Erklärung ist zu fade. Es wäre nie zu unsren Kinderheimen gekommen, wenn nicht die Angst, zu spät zu kommen, hinter uns her gejagt hätte. Es ist einer bürgerlichen, sich selber zerfleischenden Welt leider zu leicht, gegen unsere damaligen ungehobelten Formen vorzugehen und im Namen der Moralität schärfstens zu protestieren gegen unser all zu eckiges Bekenntnis. Aber das ändert am Wesen des Problems nichts. Würde vielleicht diese bürgerliche Welt mit ihren

blutarmen, zitternden Gliedern es geschafft haben, die Substanz zu retten, die gerade die Bourgeoisie seit 1789 auf jedem Altar eines neuen Gottes geopfert hat? Die Bourgeoisie mit ihrer verlogenen Maitressenmoral und ihrer Charitas-auf-Abzahlung?“

Am Abend, in der vertrauten Heimeligkeit ihres Hauses, hatte Geerten ganz anders mit ihr gesprochen. Zwar noch immer mit einer Kälte, die sie manchmal erstarren ließ, doch hatte sie begriffen, daß nach Koenraad „das Leben weitergehen“ sollte. Selbst hatte sie kein Bedürfnis nach diesem neuen Kinde gespürt, denn sie war irgendwie zu müde geworden auf dem endlos scheinenden Wege von der Niederlage zum neuen Leben. Sie hätte eigentlich diese Niederlage nie fürchten brauchen, aber sie war, auch für sich selber, nun mal Geertens Frau und deshalb war seine Niederlage auch die ihre, seine Rache ihre Rache.

Und als er sah, wie ihre Augenlider schwer wurden, da wurden seine Küsse zarter und seine Liebkosungen immer leichter, bis er nur mit seinen Fingerspitzen ganz leicht durch ihr Haar strich und zögernd die zarte Haut ihrer Wangen berührte, als gäbe er ihr das hauchdünne Streicheln eines Sommernachtwindes. An seiner Schulter schlief sie ein, und als er die Ruhe auf ihrem Gesichte gewahrte, fühlte er sich stark in seiner schützenden Macht und schwor sich, sie immer glücklich zu machen und nie ihr Leiden in der Zeit seines eigenen Leidens zu vergessen. Und er wußte auf einmal, wie sehr sie ihn liebte, verschwiegen und wortlos, anhänglich und verloren in ihn. Und in jener Nacht, als die Körper und die Sinne zugleich aufwachten, fuhr es durch ihn wie ein beseligendes, stärkendes Bewußtsein, daß dieser Mensch ihm gehörte.

* * *

Sie hatten sich ausgerechnet, der Junge würde gerade geboren werden, wenn sie in Buenos Aires an Land waren. Doch dann waren die Stürme gekommen, erst in der Biskaya, nachher bei Cabo Verde und jetzt vor der Südspitze Brasiliens. Sie hatte es ihm nicht gesagt, aber sie wußte es schon mit Sicherheit: mitten auf See und mitten im Sturm würde ihr Kind geboren werden. Hatte nicht Einer aus den Wolken gesprochen: „Die Rache ist mein“ und war dies alles vielleicht die Strafe für die Eigenmächtigkeiten von Geertens Rache und war es nicht Unrecht zu lachen über Sünde und Hölle? Vielleicht waren auch darum ihre Wehen diesmal viel heftiger als beim ersten Kinde, daß sie gar nicht an Geerten denken konnte vor Schmerz? Geerten bemerkte noch immer nichts und glaubte nicht, daß ihre Stunde nahe sei. Seine Hand streichelte noch immer sacht über ihr Gesicht, über ihre schweißnasse Stirn.

Blitzhaft zuckte ein gelinder Schmerz aus ihrem Leib quer durch den ganzen Körper. Jetzt wußte sie, daß das Brennen und Zerren wiederkehren würde. Sie zog ihren Kopf ein und faßte nach Geertens Hand. Sollte sie es ihm nicht lieber sagen? Dann brauchte sie sich doch nicht mehr so maßlos zu bezwingen und stille zu halten, sie könnte sich dann etwas gehen lassen, das würde befreiend wirken und der Schmerz wäre dann doch vielleicht erträglicher. Wenn doch das Schaukeln aufhören würde, dieses schlürfende Saugen da unter dem Schiff, als ob es jedesmal in die Tiefe gezogen würde! Ist das schon die neue Wehe? Gott, ich halte es nicht mehr aus, ich muß es Geerten sagen, ich muß ... lieber, lieber Geerten, nimm es mir nicht übel, ich bin Dein Weib, aber ich habe doch Angst, Angst vor dem Meere, Angst vor dem Sturm, da oben und hier unten, und hier in mir.

Bitte, bitte Geerten, ich will stark sein, stark wie Du, aber der Schmerz ist so fürchterlich und meine Mutter ist nicht da, und Du bist so weit, Geerten ... Geerten ... Sie schreit jetzt auf, wie sie glaubte, ganz laut, aber es ist nur ein dünner Angstschrei: „Geerten ... jonge!" Geerten schreckt auf und beugt den Kopf über sie: „Was hast Du, fühlst Du Dich nicht wohl, Liebes, willst Du Wasser trinken?" Sie schüttelt heftig ihren Kopf, sie nimmt seine Hand und legt sie auf ihren Leib, gerade dorthin wo es zu brennen und zu zerren beginnt. „Das kommt, weil Du so unbequem liegst, Liebes, ich will noch ein Kissen holen, die andern sollen mir eins abgeben". Sie schüttelt wieder den Kopf, zieht sein Gesicht ganz dicht an ihres, er spürt, wie ihre Wangen glühen und ihre Arme und Hände schwitzen: „Geerten, sei mir nicht böse, aber ich glaube, es ist soweit. Es wird nur noch eine, vielleicht zwei Stunden dauern, ich habe schon lange Wehen und kann es jetzt nicht mehr aushalten, ich wollte warten bis der Sturm vorbei wäre, aber es geht nicht ... Sei mir nicht böse, Geerten, aber ich kann den Schmerz nicht mehr verbergen und ich wollte es doch so,... lieber, lieber Geerten ..." Mit weit aufgerissenen Augen hörte Geerten sie an, und als sie verstummend ihren Kopf wieder zurückfallen ließ, war es ihm, als ob seine Zunge erlahmt sei. Wilde Bilder jagten durch seine Sinne, wie der Sturm um das Schiff, und wie ein roter Fleck brannte in seinem Kopf die Beschreibung vom Arzt und dem Verwesungsgeruch und dem Stoß in der Zelle. Ob sich Welt und Unwelt zusammengetan hätten, ihn zu treffen, ihn zu zerbrechen? In einer Stunde, in zwei Stunden, hatte sie gesagt ... da müßte er doch etwas tun, da konnte er doch nicht still sitzen bleiben und warten. Hier unten im dunklen Raum konnte er ohnehin nichts tun, er mußte ihr helfen,

dieser zweite Sohn durfte ihm nicht genommen werden. „Liebes, ich laufe nach oben, zum Kapitän, seine Frau wird uns helfen, ich habe sie gefragt, sie versteht etwas davon. Sei nicht bange, ich bin gleich zurück.“ „Nicht jetzt“, schrie sie auf und schüttelte wild ihren Kopf, „nicht jetzt, warte bis es wieder vorbei ist,... bitte ... bitte ...“ Sie stöhnte aufbegehrend vor sich hin. Aus der anderen Ecke krochen zwei Männer heran. „Können wir helfen?“ stammelte es aus der Dunkelheit. „Ja, lauf' einer zum Kapitän und sage ihm, wir brauchten warmes Wasser und ...“ „Der Kapitän hat aber doch ausdrücklich verboten, daß jemand von uns an Deck geht“, wimmerte es aus der Dunkelheit. „Geht!“ Geertens Stimme war wie ein Peitschenhieb. „Ja, aber ...“ „Verzieht Euch, Godverdomme!“

Ihr Schmerz flaute ab, sie wurde ruhiger. Ob das ein Zeichen war, daß die Schmerzen jetzt kürzer, heftiger, aber in schnellerer Folge kommen würden ... daß es entscheidend würde? Er wußte es ja alles nicht, hatten doch die Feinde dafür gesorgt, daß er nie dabei war, wenn ein Kind geboren wurde.

„Ich bin gleich wieder da“. Behutsam legte er das schlafende Kind hin und machte ein Kissen zurecht für ihren Kopf. Dann ging er aufrecht auf starken Beinen durch den dunklen Raum des fiebrig zitternden Schiffes. Er fand seinen Weg ohne Irren und gelangte schnurstracks zur Tautreppe. Oben schob er das Segel, das den Eingang verdeckte, etwas beiseite. Der Wind drückte so stark, daß er den Schweiß zwischen seinen Beinen kalt hinunterrinnen fühlte. Dann hob er mit einem geschmeidigen Satz den Körper aus dem dunklen Raum in das fahle gestaltlose Licht draußen.

Es war später Nachmittag und der Himmel war wie aus Blei, nur hier und da unterbrochen von einem gespenstischem Lichte, das die Dunkelheit nur noch tiefer erscheinen ließ. Mit beiden Händen krallte sich Geerten am Deckrand fest und überprüfte den Abstand bis zur Kapitänskajüte. Als er den Blick dem Meere zuwandte, wurde er eine haushohe Welle gewahr, auf deren Kamm giftiggeiler Schaum einen tollen Ritt tanzte. Plötzlich war unheimliche Stille, so unheimlich wie zwischen zwei Feuerüberfällen von Mörsern — er duckte sich — dann schlug das Wasser mit heulender Gewalt gegen die andere Schiffsseite. Noch tiefer drückte sich Geerten, holte tief Atem und spürte jeden Muskel in seinem gespannten Körper wie Stahltrossen. Es war nur ein Bruchteil einer Sekunde: das Wasser zerrte an ihm, heulte über seinen Kopf hinweg und im letzten Ausläufer der Welle richtete Geerten Ruwaert sich wieder auf und sprang mit langen gefährlichen Sätzen den kurzen Weg zur Kajüte hinunter. Ein Seemann würde das wohl nie so gemacht haben, dafür war Geerten aber auch nur ein Bauer, wenn auch ein gebildeter Bauer.

* * *

Fünf Jahre sind es jetzt her, da Geerten bei der Einfahrt auf dem breiten La Plata-Strom den Blick an den kalten Betonfassaden heraufwandern ließ, bis er sich in den blauen Himmel verlor. Von diesen glatten harten Wänden aus Beton, Eisen und Glas die eigene Existenz abzukratzen, schien keine Leichtigkeit. Als er dann später seinen Weg durch das Labyrinth endloser gesetzlicher Bestimmungen, Vorschriften, Verbote und Gebote suchen mußte, wurde ihm klar, daß hier kein Platz mehr war für romantische Improvisationen und Wild-West-Kom-

plexe. Geerten lernte viel in kurzer Zeit, denn er hatte Heißhunger nach dem Neuen, Unverbrauchten das er hier auf Schritt und Tritt fand. Und er war stolz, Zeuge zu sein von den gewaltigen Impulsen, die in wenigen Jahren Hospitäler, Schulen und Fabriken, Gruben und Krankenhäuser, Universitätsstädte und Handelsflotten entstehen ließen. Dieses junge Land hatte ohne viel zu fragen, ihm und Tausenden seiner Kameraden eine neue Lebensmöglichkeit geboten, Hunderten gar das nackte Leben wieder geschenkt. Nicht auf Grund irgendeiner politischen Übereinstimmung, sondern aus der bewußten Verteidigung des Asylrechts für den politischen Soldaten, der eine Schlacht verloren hat und sich deshalb der billigen Rache entziehen muß.

Geerten machte lange und aufregende Reisen in die exotischen Landschaften der Criolloseele und immer wieder entdeckte er neue Geheimnisse. Er fühlte sich hingezogen zu diesen manchmal etwas philosophischen Criollos, die einen gewissen Leichtsinn mit einem wirklichen Herrenstolz zu verbinden vermochten. So lernte er die unheimliche Absorptionskraft dieser Erde kennen, die es vermochte, in einer einzigen Generation aus dem libanesischen Einsiedler in der kargen Steppe von Santiago del Estero den besten Gaucho-Reiter zu machen. Im Laufe der Jahre stellte Geerten auch bei seinen eigenen Kindern fest, wie die Erde ihre endlosen Flächen und ihre lächelnde Ergebung als unauslöschlichen Stempel hinterließ. Und manches Mal, wenn er bei einem Asadofeuer den schwermütigen Liedern dieser Menschen lauschte, mußte er an die Ukraine denken, deren weite Flächen den singenden Menschen die gleiche Schwermut verleihen. Er fühlte sich mit Urkraft hingezogen zu dieser Erde und ihren Menschen und es bedeutete ihm keinen Verrat an der

Vergangenheit. Denn dieses südamerikanische Land, dieses ungeduldig emporstrebende Argentinien, schien ihm ein abendländisches Substratum zu besitzen, das reaktiviert unter den Antrieben einer neuen sozialen Gerechtigkeit und gleichzeitigen Besinnung auf die tiefsten Kraftquellen des völkischen Lebens und einer daraus erwachsenen kulturellen Wiedergeburt, es zu seiner größten historischen Aufgabe befähigen dürfte: dem Abendland und seinen Werten sicherer Hort zu sein, wenn einmal der rote Sturm über Europa hinwegbraust. In seiner neuen Heimat mitzuarbeiten an Größe und Zukunft, war darum für Geerten letzter und höchster Liebesdienst am Abendland.

Manchmal wurde Geerten bange ums Herz, als er sah, wie viele der Kameraden im unerbittlichen Existenzkampf viele der früheren Ideen und Bindungen wie lästigen Ballast von sich warfen, um unbelastet den Sturmlauf zur „wirtschaftlichen Basis" zu unternehmen, hoffend, das hinterlassene Gepäck, einmal von der Sicherheit jener wirtschaftlicher Existenz umfangen, wieder aufnehmen zu können. Sie meinten, man könnte zeitweilig Urlaub nehmen von dem inneren heiligen Zwang, der einst alle beseelt hatte. Sehr schnell entwurzelten sie völlig; und das Höchste, was sie erreichten, war eine bürgerliche Sicherheit, die sie wiederum nur erreichen konnten, weil sie dem „Damaligen" so viel verdanken: einen rationellen Energieeinsatz, das Vermögen der Kombination und psychologischer Einsicht, die Technik des Befehlens und des Organisierens ... Doch gab es andere, die sich selber und ihren Idealen treu blieben und in ungebrochener Kameradschaft große gemeinschaftliche Leistungen, auch auf materiellem Gebiet vollbrachten.

* * *

Geertens eigener Existenzkampf war nicht leicht. Je tiefer er jedoch in die Seele des Landes und des Volkes eindrang, umsomehr empfand er den Drang, seine Liebe und Erkenntlichkeit zu beweisen, indem er mit aller Kraft und nach bestem Wissen durch seine Leistung zur Entwicklung beitrug. Sein Beitrag, wie bescheiden er auch sein mochte, war ihm wie eine Entspannung des Krampfes, worin ihn Niederlage und Nachkriegszeiten gefangen gehalten hatten.

Und eines Tages vollzog sich dann in ihm die Vermählung seiner Gedanken und Gefühle mit allem, was ihm bis jetzt noch fremd geblieben war. Geerten war eingeladen auf einem großen Gut — Estancia —, auf dem Pferde gezüchtet wurden. Auf einem Gebiet von Hunderten und Aberhunderten von Hektaren liefen Tausende von Pferden umher, die meisten halbwild. Dort, mitten in einem Haufen schnaubender, wiehernder Pferde, in riesige Staubwolken gehüllt, galoppierten Gauchos mit schwingenden Lassos. Es war ein erregendes Schauspiel, und mancher Gaucho bezahlte seinen Übermut mit dem Leben. Sie ritten wie besessen und ihre Schreie erfüllten die Luft. Manchmal hielt Geerten den Atem an, weil er glaubte, im nächsten Augenblick würde einer der Gauchos von unzähligen Pferdehufen zertrampelt werden. Aber mit der Eleganz eines Stierfechters entwand er sich dem immer wieder im letzten Augenblick. Tagelang konnte Geerten nun bewundern, wie sie die eingefangenen Pferde zu zähmen versuchten, Mann gegen Pferd, Wille gegen Natur. Und als das Pferd sich endlich schweißgebadet dem Willen des Mannes beugte, da war auch der am Ende seiner Kräfte. Aber je ungefügiger das Pferd wurde, umso verbissener wuchs der Wille des Mannes.

Da wurde es Geerten klar: dies Land und seine Zukunft, seine Quellen der Kraft und des Reichtums, sind wie ein Haufe wilder, nobler Pferde. Und die Gauchos, die sie zähmen sollen, sind überall: sie sitzen auf überfüllten Büros, stehen hinter dem Steuer der Fischkutter, sie bedienen Mikroskope und ferngelenkte Projektile, sie bevölkern die Hörsäle der Universitäten und leisten zwei Jahre lang den einsamsten Beobachtungsdienst im ewigen Eis der Antarktis, sie beherrschen den Fußball und besitzen eine der berühmtesten Opern der Welt, sie können sechzig Kilometer zu Fuß gehen und mit größter Gewandheit einen Düsenjäger fliegen, auf den Pferderennen ihr Vermögen lächelnd verspielen und wenn es Not tut, ein schlechtes Brot, gemischt aus Vogelfutter und etwas Weizen, essen. Sie können maßlos sein, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, sie vereinen die ganze Polarität des Menschlichen in sich. Wegen ihrer Tugenden und ihrer Untugenden, ihrer Vorzüge und ihrer Nachteile, ihrer Übereiltheit und ihrer Tätigkeit sind sie eben jung. Und darum will Geerten Ruwaert dabei sein, wie unter dem Äquator, unter den Strahlen des Südhimmels, Schritt für Schritt, Stein um Stein, eine neue Welt aufgebaut wird, unter dem zwingenden schöpferischen Willen eines großen Mannes und der Erinnerung an eine einzigartige Frau.

VII.

Die Vorsommernacht ist wolkenlos. Kreisender Dunst zieht langsam um den Mond. Die Wälder bergen ihren dunklen Leib unter dem Glanzstreifen, den das Nachtlicht über ihre Kronen gießt. Ihr tiefes Blau wird hin und wieder hell durchzuckt wie von Vorboten des kommenden Tages, des Lichtreiches. Aus der Erde steigt der schwere Geruch erwachender Fruchtbarkeit, von Säften und Kräften, die zum Leben drängen, um tausendfach Leben zu geben und im Geben und im Nehmen des Lebens den wundersamen Ring zu schließen zwischen gestern, heute und morgen, zwischen Zeit und Ewigkeit. Das Gras duftet seine ganze Jugend aus, und die Bäume schlürfen tief aus der Erde neue Kraft. Reihe um Reihe haben sich voll mütterlicher Hingabe die Furchen geöffnet und warten auf den herrischen Samen, der ihnen das Beste nehmen wird, um sie dann zu überschütten mit der goldenen Pracht der satten Ernte. Auf den Ästen harren die Vögel im unruhigen Schlafe des jungen Tages. Nur hier und da wird die nächtliche Stille zerrissen von einem gurgelnden Schrei, heiß und sinnenschwer. Mattsilbern steht der Wassergraben im dunkeln

Lande, und regungslos verhält in ihm der Hecht, still das neue Lebenswunder erfühlend, das sich in ihm vollzieht. Die Nacht ist bewegt von keimendem Leben. Ameisen rüsten zu neuer ordnungsvoller Geschäftigkeit, und ein Aal sucht unverdrossen über der Erde nach einem neuen Nahrungsgrund. Voll Jugend und Wagemut ist die Nacht, erfüllt vom Leben des Zeugens, des Rufens und Lockens, des Nehmens und Sichgebens, der reinen Lust und des schöpferischen Schmerzes, der reinen Lust am schöpferischen Schmerz: der Gott, der Leben heißt, fährt über die nächtliche Erde. Und unter Seinem Streicheln erschauern die Bäume im Vollgefühl ihrer ewigen Kraft. Wohin Er tritt, wachsen unter Seinen Füßen Blumen und Gras und reiche Erdfrüchte. Er läßt Seinen Atem über das Wasser gehen und weckt Leben, wo tödlicher Schlaf war. Er nimmt die Spinne in Seine linke Hand und birgt in der Rechten die Fliege und Seine Weisheit und ordnende Grausamkeit läßt die Fliege der Spinne zur Nahrung werden und schenkt der Fliege einen Reichtum der Zahl, wie ihn die Spinne nie erreichen kann. Er schafft das Leben zum Töten und läßt aus dem Tode wieder Leben entstehen; und denen, die da töten sollen, schenkt Er die Kraft; und denen, die da getötet werden sollen, verleiht Er die Schwachheit. Diese macht Er zu Königen und jene zu Knechten, und der Knecht kann nie König werden, nur der König kann des Höheren Knecht sein. Einigen Bäumen gab Er die Härte des Eisens, und Eisen ließ Er werden aus hauchdünnen Blättern und weichem verfaulten Laube.

Der Gott, der Leben heißt, weiß nicht, was Mitleid ist, und darum wird die Ordnung nie zerstört und der Kreislauf nie aufhören, weil Seine Werte und Seine Gebote unabänderlich sind wie des Meeres Ebbe und

Flut. Und Seine Hierarchie kann nie geächtet werden, weil sie, wie die Sonne, das Leben selber aus sich erstehen läßt.

*

Des Mondes Weg geht zu Ende. Er hat die Schleier verscheucht. Sein Licht ist kälter geworden und durchdringender und gibt dem Wald seine eigene Gestalt zurück. Wie mit einem Zauberschlag hat sich der Wald belebt mit zahllosen hurtigen Gestalten, die alle denselben Weg zu eilen scheinen. Sie sind aus der Erde gekommen und verschwinden wieder in die Erde zurück durch ein riesiges Tor, aus dem mattes Licht fällt. Sie eilen eine schmale Steintreppe hinunter, die sich windet wie in mittelalterlicher Todesangst. Dann schlagen die Hastenden in einem breiten Korridor, dessen Wände vom feuchten Atmen der Erde glitzern, einen scharfen Haken und ohne die Köpfe zu heben, huschen sie an endlosen Reihen spitzschnäuziger Flugzeuge vorbei, deren Düsen wie Schlangenleiber um den schlanken Rumpf geschlungen sind und die Vorbeihastenden mit gähnenden Mäulern anstarren. Der große, unterirdische Saal dehnt sich siebzig Meter unter der Erde über vier Quadratkilometer aus. Er ist nüchtern und kalt und seine einzige Dekoration besteht aus riesigen Bedienungs- und Startvorschriften, die hie und da, verbunden mit einem kriegerischen Aufruf, die Wandflächen bedecken. Die Flugzeuge sind weiß, und einige silberne, blaue und graue Streifen erhöhen die Eintönigkeit des Anblicks. Die Streifen sind genau so überlegt und berechnet wie das Flugzeug selber, das die Frucht von jahrzehntelanger Forschung und Erfahrung ist. Es verkörpert eine Idealkombination zwischen dem hochentwickelten Düsenflugzeug und dem

Strahlenflugzeug. Eine Unzahl technischer Schwierigkeiten mußte überwunden werden, um aus einem scheinbaren Hirngespinst greifbare Wirklichkeit zu machen.

Jetzt steht sie da, diese Wirklichkeit, majestätisch und schauererregend zugleich. Denn dahin, wohin solch ein Vogel fliegt, vermag ihm kein anderer zu folgen, und er steigt nur auf, um Tod zu bringen, unbeirrbar wie der Falke und mit der Gewalt aller vom Menschen und seiner Technik brutalisierten Normen.

Eine winzige Vorrichtung, deren Geheimnis selbst den Besatzungen verborgen ist, treibt das Flugzeug selbst dann fort, wenn irgendwelche Umstände entweder den Düsen- oder den Strahlantrieb unmöglich machen oder unerwünscht erscheinen lassen. Die hellsten Köpfe unter dem fliegenden Personal haben versucht, das Geheimnis zu ergründen, aber bis jetzt war alles Bemühen vergebens. Es wurde zwar von einem Atomkraftantrieb geflüstert, aber keine einzige Instruktion gab diesem Vermuten eine festere Basis. Deshalb nannte man das Gerät „die Josefslilie". Denn keiner wußte mehr, als daß auf irgendeine unerklärliche Weise aus dem Ding ein Wunder hervorgehen würde.

Die Hastenden sind jetzt in einen anderen Saal gelangt, der zugleich als Theater und Kino dient. Die Flieger lieben diesen Saal, siebzig Meter unter der Erde. Es ist die einzige Brücke zur Welt und zum Leben. Seitdem sie zu dieser Waffengattung herangezogen wurden — oder vielmehr sich haben heranziehen lassen, denn sie sind alle Freiwillige — haben sie nur hier, in diesem Saale, ab und zu noch das Empfinden gehabt, Menschen zu sein. Auf der Leinwand ist buntes Leben an ihnen vorbeigerollt, jedoch so unwahrscheinliches, daß sie das Theater

bevorzugen und lieben lernten, weil es wahrer ist. Und wenn es kein Theater gab, kam das Varieté, tranken sich ihre Augen satt an den herrlichen Mädchen, die tanzten und sangen und sich den Blicken der Männer so frei hingaben, wie man es eben nur siebzig Meter unter der Erde tun kann. Die Menschen der Erde ahnen ja nicht, wie ganz anders der Mensch wird, wenn er sich tief im Schoße der Erde geborgen fühlt. Zumal, wenn er sich laut Dienstvorschrift dort bergen muß. Und sie stürzten sich auf die Mädchen, nein, nicht wie die Wilden, doch mit der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, wie sie der Erdschoß nur in seiner Tiefe zu geben vermag. Es erklangen alle Sprachen der Welt und man konnte nach dem ungarischen Mädchen eine zierliche Japanerin savoerieren oder eine derbe Bernerin. Und die erfahrene Französin oder eine geschmeidige Senegalesin entwand einer hochbeinigen Engländerin einen Waschlappen von einem Manne aus den Armen und geilte ihm neue Kraft ins Blut. Deutsche Mädchen waren selten dabei. Auch das gehörte zu den Vorschriften. Ebenso wie die strenge Isolierung, die es sogar den Mädchen verbot, anderswo als wenigstens dreißig Meter unter der Erde zu lachen, zu lieben, zu singen und unwohl zu werden.

Heute gibt es kein Varieté und keine Mädchen. In weniger als einer Viertelstunde hat sich der Saal gefüllt. Fast sechstausend Mann des fliegenden Personals sind hier versammelt. Sie gehören zu den Besten der Welt, keiner ist über dreiunddreißig Jahre alt, sie haben eine Ausbildung hinter sich, die auch nach den strengsten Maßstäben als tadellos gelten kann. Es sind Söhne der verschiedensten Völker, vorwiegend aber deutsche. Ihre Vorgesetzten und Ausbilder sind die erfahrensten Kriegsflieger des Zweiten Weltkrieges.

Der schwere Vorhang wird aufgezogen und auf der Bühne erscheint, in einem Halbkreis aufgestellt, der Geschwaderchor. Das Geschwaderlied setzt ein, von allen mitgesungen. Es ist ein verwegenes Lied, dessen Töne pfeilschnell mit einer kriegerischen Kadenz in die Höhe schießen, und manchen einen Augenblick erschaudern läßt, weil es die nie veraltende Weise von Leben und Tod, von Sieg und Sterben singt. Das Lied ist verklungen, regungslos verharrt der Chor. Mit schnellem Schritt ist ein Mann ins Rampenlicht getreten, und mit ein wenig heiserer Stimme beginnt er zu reden, gestenlos, scharf und mit verhaltener Leidenschaft:

„Kameraden, Flieger des ersten Geschwaders!"

Tödliche Stille ist in den Saal gefallen, schon aus dem verbissenen Klang der ersten Worte ist der Funke übergesprungen und mit rasender Schnelligkeit legt sich über alle Gemüter die Spannung, die desto unheimlicher wird, je länger die Ungewißheit anhält. Der Sprecher fühlt, daß seine Pause klug berechnet ist. Er stellt die Beine auseinander, Schulter und Kopf scheinen in den Saal hinein anzugreifen. Dann spricht er weiter, erst verhalten, beherrscht, doch dann bricht die Rache, die durch Jahrtausende in seinem Blut gereift ist, aus ihm und berauscht sich an Zerstörung, Haß und blutrünstiger Prophezeiung.

— „Die Stunde hat geschlagen, die Stunde, auf die der Bund unserer herrlichen und friedliebenden Völker gewartet hat, die Stunde, nach der sich Millionen und Abermillionen Unterdrückter und Vergewaltigter gesehnt haben, Millionen und Abermillionen Menschen, schwarze und weiße und rote und gelbe Menschen. Die Stunde, nach der es unsere namenlosen Kameraden verlangt hat, die da in schlichter Verborgenheit mitgearbeitet haben an

der Vorbereitung dieser unserer Stunde, in den Kontoren der Geldhyänen, in den vornehmen Arbeitszimmern vieler Kriegsminister, in der dunklen Geborgenheit alter Beichtstühle, in den Brutstätten der feindlichen Kriegsmaschinerie, in den Hinterhäusern der Großstädte, in den Redaktionssälen der Weltpresse, in Botschaften und emsigen Armee-Einheiten der brüchigen Feindfront.

Als mir euer Geschwaderkommodore freundlicherweise die Gelegenheit gab, heute abend im Namen eures Einheitsführers, im Namen unseres glorreichen Oberbefehlshabers und im Namen zahlloser Völker dieser Erde, euch ein letztes Wort mitzugeben, erfüllte mich das mit einer Genugtuung, die nichts mit persönlichem Wohlgefallen zu tun hat, aber umsomehr mit einer Kompensation, die uns die Geschichte vorbehalten hat für Jahrtausende von Leiden und Irrungen, von fruchtlosem Suchen nach einem Messias, der nie erscheinen konnte, bis zu diesem Kriege, dem letzten, der die Menschheit für kurze Zeit peinigen wird, und nach dem wir das Welt-Reich des ewigen Friedens errichten können.

Als uns vor kaum einer Stunde die Meldung erreichte, daß der Präsident unseres Staates und allgute Vater unserer Völker sich nunmehr entschlossen hat, dem machtlosen Gezauder unserer Feinde ein Ende zu setzen, da mußte ich unwillkürlich zurückdenken an die letzte große Zusammenkunft aller politischen Kommissare im Range eines Regimentkommandeurs mit dem Genossen Stalin, dem Ruhmübersäten, dem Ewigen, kurz vor seinem Tode. Nachdem er uns ein erschütterndes Bild der Weltlage gezeichnet hatte und ihr die arbeitsame Pracht unserer Völker und unserer Länder gegenüberstellte, faßte er seinen Vortag in dem Satz zusammen, den ich jedem von euch mitgeben möchte auf euren ersten Einsatz. Unsere

Feinde kennen genau den Betrug, den sie an ihren eigenen Völkern und an der Welt verübt haben. Sie nahmen und nehmen den Mund voll von Gerechtigkeit, von Frieden, von Freiheit und meinen nur die Gerechtigkeit ihrer Dividende, den Frieden ihrer Ausbeutung und Unterdrückung Machtloser, Besitzloser und Wehrloser; und die Freiheit, die sie anbeten, ist die Freiheit einiger Weniger, alle Anderen zu fesseln. Deshalb haben sie ein schlechtes Gewissen, weil sie es donnern hören unter dem Boden, auf dem sie schreiten, weil sie in der Ferne das Wetterleuchten einer neuen Zeit erblicken, und weil sie ihren eigenen Betrug so gut kennen, daß sie sich fürchten vor dem Tag, da die Millionen Gefallener aus sovielen nutzlosen Kriegen, da die Millionen Opfer ihrer Ausbeutung und Sklaverei sich vereinigen werden mit den Lebenden, die zu allem bereit sind, um das Joch für immer zu brechen.

Das sagte Stalin, der Allweise.

Das ist unser Ziel: die Weltherrschaft des guten Willens, das Weltreich der Arbeit und Gerechtigkeit, der ewige Frieden. Und dieses Weltreich kommt, es ist schon im Anbruch. Ihr, Genossen des ersten Roten Bombergeschwaders, seid seine starken, gläubigen, unüberwindlichen Vorboten. Heute Nacht noch wird der Riese aufstehen und den ganzen feindlichen Spuk hinwegfegen. Noch nie hat die Welt soviel Kraft erlebt, wie sie jetzt zur Entfaltung kommen wird. Wir, die Träger der edelsten Revolution der Menschheit, sind die Träger dieser maßlosen Macht. Der Himmel gehört uns, wie uns die Tiefe der Meere gehört, aus zwei Kontinenten vorstoßend, wird sich unsere Macht zu Lande entfalten und nicht aufgehalten werden können. Und während ihr in der Stratosphäre eurem Ziele entgegenrast, werden auf

der dunklen Erde unter euch tausende Zellen in Bewegung geraten, wird der Weg vorbereitet für unsere siegesgewohnten Armeen. Die Macht des Feindes wird in seinem eigenen Hause gebrochen werden, sein schlechtes Gewissen, das er Gutgläubigkeit nannte, hat uns in den langen Jahren von 1942 bis 1950 die Panzerschränke seiner Kraft, seiner Geheimnisse und seiner Schwächen weit geöffnet. Überall werden sie schon an der Arbeit sein, die namenlosen Helden unserer Revolution, verbissen und weise, schlau und feurig, während ihr in wenigen Augenblicken dahinbraust, um in zehntausend Kilometer Entfernung, im Herzen des Feindlandes, Tod und Verderben zu säen, lähmenden Schrecken und tausendfache Vergeltung für den Hohn und die Schmach, die uns angetan wurden.

Wir sind der Glaube und die Hoffnung dieser Zeit und aller Ewigkeit. Was oder wer will sich uns entgegen stellen? Etwa die Phrasendrescher des Westens, die sogar das Ohr ihrer eigenen versklavten Völker verloren haben? Die falschen Prediger der Liebe und Geduld, die aus ihren Tempeln Kaufhäuser machten und deren Wechselgeld die verhurte Vorsicht, die Feigheit, wurde? Die Wimmernden und Winselnden, die von Humanität und Menschenrechten sabbern und sie zugleich mit Füßen treten? Die Lauen und Salzlosen, die einen Sozialismus verkünden, dem das Rückgrat gebrochen ist aus bürgerlicher Feigheit vor den Konsequenzen? Wer oder was will sich uns entgegenstellen, die wir diesen Krieg beginnen, jawohl beginnen, denn wir, nur wir haben bestimmt, wann er beginnen soll? Wir beginnen diesen Krieg, weil wir wissen, daß es vor den Völkern dieser Erde und vor unserem proletarischen Gewissen ein Verbrechen wäre, länger zu zögern, wir wollen eine neue Welt, eine bessere

Welt schaffen und müssen deshalb losschlagen, weil sonst die Stunde versäumt würde. Wer faselt da vom russischen Imperialismus, von nationalen Gelüsten und Welteroberungsplänen, aus ganz gewöhnlichem imperialistischen Garn geflochten? Seid ihr, das Erste Rote Geschwader, nicht der beste Gegenbeweis? Bin ich etwa ein Russe? Ich bin genau so wenig ein Russe wie unser Vater Karl Marx ein Deutscher war, und ich bin stolz darauf, zu jenem Volke zu gehören, das relativ am meisten beitrug zu dem Siegestage, der uns in Kürze leuchten wird. Wer könnte noch von russischem Imperialismus reden, der hier zugegen wäre und hörte, wie ich zum ersten Geschwader unserer revolutionären Luftwaffe in deutscher Sprache spreche? Wer könnte noch von nationalistischer Expansionssucht reden, der da wüßte, daß ihr, die ihr hier vor mir sitzt, fast ausnahmslos deutscher Herkunft seid? Wer könnte noch zweifeln an der Kraft unseres Glaubens, an der fleckenlosen Wahrheit unserer Lehre, der da wüßte, daß viele von euch über den Irrweg der deutschen Sozialdemokratie, des deutschen Nationalismus, des deutschen Konservativismus, des deutschen Nationalsozialismus, den Weg zu unserer Wahrheit gefunden haben und diese Wahrheit so stark in sich brennen fühlen, daß sie zu jeder Stunde bereit sind, mit ihrem jungen, verheißungsvollen Leben diese Treue zu besiegeln? Seht, Kameraden, dies ist meine schönste Stunde, meine schönste Stunde als Kommunist, da ich die von unserer Wahrheit Entbrannten sich gürten sehe zum letzten Kampf. Und es ist auch meine schönste Stunde als jüdischer Kommunist, daß ihr, Söhne des deutschen Volkes, das mich in meiner Rasse so getreten und geschlagen und mein Volk mit Feuer, Gas und Schwefel auszurotten versucht hat, die Enge geographischer Grenzen und althergebrachter Begriffe überwunden habt und die Eiserne Garde der

neuen Zeit verkörpert. Diese Gedanken werden mich keinen Augenblick verlassen und euch auf eurem langen Siegeszug begleiten.

Niemand kann gerechterweise von euch verlangen, daß ihr den mit der Muttermilch eingesogenen Begriff des ‚Vaterlands', oder besser gesagt der ‚Heimat', schon so vollkommen überwunden habt, wie wir anderen. Vielleicht für euren Verstand, aber noch nicht für eure Herzen, sind Vaterland und Heimat überall dort, wo unterdrückte und versklavte Brüder leben. Was haben denn die anderen für euer Vaterland, für eure Heimat getan? Sie haben sie mit Phosphornächten und Bordellen beglückt, sie haben eure Schwestern und Mütter mit Schokolade und Nylons verdorben, sie haben eure Industrie kaputtgeschlagen unter den fadenscheinigsten Begründungen und versucht, euren Geist und eure Wissenschaft zu verludern, sie haben alles getan, um euch zu vernichten. Und weil sie ihre eigenen Schändlichkeiten verbergen wollten, haben sie das Märchen von der russischen Brutalität erfunden und Greuel erzählt über die Rote Armee und haben einen gelegentlichen Übergriff, wie er in jeder Armee vorkommt, aufgeblasen und zur Regel gemacht. Aber sie haben ihre Lügenhaftigkeit und ihre schlechten Absichten, ihren abgefeimten Willen gezeigt, als sie sogar deutsche Politiker mit ihren herzlosen Dollars kauften, um die Trennung Deutschlands, die Aufteilung eurer Heimat zu verewigen und jeden vernünftigen Vorschlag unmöglich zu machen. Und warum haben sie mit allen Mitteln versucht, die Einheit eurer Heimat zu verhindern? Weil sie Angst hatten, euer ganzes Volk würde so denken, fühlen und handeln, wie ihr gedacht, gefühlt und gehandelt habt. Weil sie sich fürchteten, auch in eurem Volk würde die Wahrheit durch-

dringen, daß der Krieg zwischen der Sowjetunion und dem Dritten Reich zwar ein wirklicher Krieg gewesen ist, aber zwischen Deutschen und Russen ein Bürgerkrieg, ein widernatürlicher Bruderkrieg. Lenin der Weise hätte nie in Rußland den Sowjetstaat schaffen können, hätte er nicht als leuchtenden Lehrmeister einen Marx und als willigen Zufall einen entgegenkommenden deutschen Reichskanzler gehabt. Diese letzte kleine Begebenheit ist bedeutender für die Entwicklung der menschlichen Geschichte, als das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis einer gewissen Maria. Genauso bedeutend wie die Tatsache, daß die Flugzeuge, die euch in wenigen Augenblicken zum Sieg führen werden, eine Frucht der Zusammenarbeit zwischen deutschen Wissenschaftlern und russischem Potential sind. Hier, in euren Bordkanzeln, ist ein Stück eurer Heimat, und der Schlag, den ihr dem Feinde versetzen werdet, ist ein Schlag zur Verteidigung eurer Heimat. Denn ihr wißt es wie wenige auf dieser Welt: aus der Vereinigung des russischen und des deutschen Volkes, deren starkes Symbol ihr selber seid, wird für die Welt eine Ära der Freiheit, des Wohlstandes und des Friedens entstehen. Machtlos ist die Welt gegen die Vereinigung der russischen Sichel und des deutschen Hammers. Gedenkt Lenins Wort, das bei jedem von euch in glänzenden Buchstaben in der Bordkanzel geschrieben steht.

Jetzt ist die Stunde der Bewährung. Bannt aus eurem Herzen, verjagt aus eurem Kopfe jeden Zweifel, denn er nützt nichts mehr, ihr seid von der Mechanik des Krieges erfaßt. Ihr seid Teile eines Mechanismus, dessen Bewegungen nicht in eurer Hand liegen. Jeder Seitensprung bedeutet den Tod, jeder Zweifel ruft ihn herbei. Zweifelt nicht, die Beute ist fett: vor euch, unter euch

liegt eure Heimat, sie wartet auf euch, auf eure Kraft, auf eure Gewalt, auf eure Liebe, um sie zu neuem, wahrhaftigem Leben zu wecken. Ihr werdet den mummelnden Greisen das Maul stopfen und den Rednern den Spaten in die Hand drücken, damit Feiglinge und Politiker, die als Nutznießer im Hause eurer Schwestern und Brüder hausen, ihren fetten Nacken unter euren starken Willen beugen. Und ihr werdet euer Deutschland wieder wahrhaft frei und stark machen und an die Seite seiner liebsten und fruchtbarsten Braut, des ewigen mütterlichen Rußland, führen. Ihr werdet eurem Deutschland und darüber hinaus der Welt unsere Heilslehre verkünden und Menschenliebe und Menschenglück verbreiten. Ihr werdet die Götzen von ihren prunkenden, geweihten Thronen stoßen und dem Leben einen neuen Sinn geben. Ihr werdet die Rächer eurer geschändeten Städte, eurer vergewaltigten Mütter und Schwestern sein, ihr werdet den Stolzen und Herzlosen den Fuß in den Nacken setzen. Und eure Rache wird süß sein, süß wie der Wein eurer Trauben und der Mund eurer Mädchen. Und niemand und nichts wird euch aufhalten können, denn hinter euch steht eine Armee, deren verwegene, glänzende Spitze ihr seid, die unbesiegbar ist, weil sie die Wahrheit, die Liebe und das Gute in ihrer Fahne mit sich trägt. Weil sie zahlreich ist wie die Sterne am Firmament und der Sand am Meer. Weil sie aus Millionen und Abermillionen von Männern, Jungen und Greisen, Frauen und Kindern besteht, die sich verzehren lassen von der Glut unserer Lehre und die durch die dunkelste Höhle des Leidens, des Schmerzes, der Not und des Hungers hindurchgeschritten sind ins Licht unserer ewigen, unabänderlichen Wahrheit. So seid denn stark in euren Herzen und in euren Fäusten, des Sieges gewiß, der Dankbarkeit von Millionen und Abermillionen

versichert. Tut euer Handwerk, wie es euch gelehrt wurde, und bohrt sterbend den Sieg in die fette Feindeserde hinein oder bringt ihn jubelnd hierher zurück. Verzagt nicht, denn euch gehört die beste, die schnellste, die stärkste Waffe der Welt. Ihr werdet den Feind in seinem satten Schlafe schlagen, noch vor dem Morgengrauen, und dieser, euer überraschender, gewaltsamer Schlag wird der erste dieses Krieges sein, der erste in der Zeit, der erste im Raum, ein Schlag gegen das Herzstück der inneren, goldstrotzenden Burg des Feindes. Zeigt euch dieser Ehre würdig, denn erst nach eurem Schlag wird sich der Rest der gewaltigsten Kriegsmaschine aller Zeiten in Bewegung setzen, jene Dampfwalze, die unsere Feinde seit jeher fürchten! Seid dessen sicher, daß jeder Gedanke unseres geliebten Oberbefehlshabers bei euch weilt, zeigt euch seines Vertrauens würdig und seid euch bewußt, daß seine Belohnung für eure Treue und euren Mut groß und unendlich sein wird wie die Weiten die ihr erobert. Er schaut auf euch, euer Volk schaut auf euch, die Welt schaut auf euch. Kein Kilometer auf dieser Erde, den ihr gleich überfliegt, da nicht aus einem Munde ein Schrei, aus einem Herzen ein heißer Wunsch, aus einem Kopfe ein stolzer Gedanke euch begleiten wird. Denn überall stehen unsere, eure Brüder auf ihren Posten. Sie harren der Stunde, seit vielen Tagen, vielen Jahren. Ihr reißt die Pforten der neuen Zeit auf, ihr bringt die von der Menschheit heiß ersehnte Stunde. So sage ich euch und mit mir die Millionen der Gepeinigten und Gefolterten auf der ganzen Welt, die Hunderttausende von Kameraden, denen ihr die Freiheit erobern könnt, die Millionen eurer Heimat, die da bangen: macht eure Sache gut, macht ihr heiliges Hoffen nicht zu Schanden, zeigt euch ihrer würdig, beschämt das Wort ... durch ... die Tat".

Der Chor fällt sofort ein mit der deutschen Version der „Internationale“, und fast sechstausend Kehlen stimmen ihr mit jugendlicher Kraft bei. Dann klingt eine Stimme über die Lautsprecheranlage: —„Achtung, Zeitfeststellung, beim dritten Gongschlag ist jede Uhr auf drei Uhr fünf Minuten null Sekunden zu stellen, Achtung.“ Mechanisch greift alles nach der Uhr. Und wieder klingt dieselbe sachliche Stimme: „Jede Besatzung an ihr Flugzeug. Startbefehl 19. Sammlung im Planquadrat B X A. Weitere Instruktionen abwarten ... Jeder einzelne Start wird über Bordfunk befohlen. Sammlung im Planquadrat B X A. Sammlung im Planquadrat B X A.“

*

Kurt Weilich fliegt nun schon seit sieben Minuten im Planquadrat B X A Karussel. Es ist sehr langweilig und er muß höllisch aufpassen, sonst gibt es Scherereien. Und das will Kurt Weilich unter allen Umständen vermeiden, nicht aus irgendwelchen ideellen Gründen, sondern aus fliegerischem Stolze. Er ist ein viel zu ordentlicher Bauernsohn, als daß er sich je Nachlässigkeiten zuschulden kommen ließe. Schließlich ist der Vogel ja auch ein teurer Spaß, und ein gutes Rennpferd behandelt man anders als einen Belgier. Da klingt auch schon über den Bordfunk die Stimme des Kommandeurs: „Achtung, Achtung, Berta an alle, Berta an alle. Dritte Gruppe Richtung 21, dritte Gruppe Richtung 21. Es folgt die erste Gruppe, es folgt die erste Gruppe, dann die zweite, dann die zweite ... Berta an alle ... Schluß. Schluß.“

Prima Kerl der Kommandeur, einer der besten deutschen Bombenflieger. Fast zwei Meter lang und blond wie reifes Korn. „Mit slawischen Jochbeinen“, hat mal einer schmä-

lernd bemerkt. Mag sein, denkt Kurt, aber er ist ein echter Preuße, da kann man sagen was man will. Und ein Flieger, wie kaum einer unter der Sonne.

Vor zehn Jahren würde keiner es für möglich gehalten haben, daß ein preußischer Offizier einen Sowjetverband gen Westen führt.

„Berta an alle ... Berta an alle ... Befehl null drei null, nur zu öffnen auf ausdrücklichen Befehl von mir ... Berta an alle ...“ Null drei null, das wird die „Josefslilie“ betreffen — da werden wir wissen, ob es Bluff war oder ein wirkliches Atomgerät? Warum diese Geheimnistuerei, die Bomben, die da unter uns im Schacht ruhen, sind ja auch von derselben Sorte, das haben wir ja von Anfang an gewußt, bei den ganzen Übungsflügen, immer ... Und daß sie schon mit Atomkraft geflogen sind, davon ist Kurt auch überzeugt, denn erstens will alles gelernt sein, und zweitens hat man ihnen bei den sogenannten „Zitterflügen“ immer vorenthalten, was die Antriebskraft war, und drittens führten Unbekannte jede Bedienung aus, nur das Fliegen selbst nicht. Kurt erinnert sich noch genau, wie der Vogel am Anfang und am Ende des Fluges ganz kurz zu zittern anfing, als ob er sich nur mit Widerwillen in die höllische Geschwindigkeit treiben ließe und mit ebensoviel Widerwillen zurückkehrte zu „menschlichem“ Überschalltempo. Es soll mir auch gleich sein, denkt Kurt, Hauptsache ist, ich mache meine Sache richtig und baue keinen Mist, Mist sollen die anderen machen. Wohin es jetzt geht, ist noch nicht einmal angedeutet, immer wieder diese Ziffernsprache! Nur der Kompaß gibt einem noch eine Vorstellung von der allgemeinen Richtung. Ob es nach England geht oder nach Japan, wer weiß, — vielleicht nach dem Nordpol, der so oft Übungsflugziel war.

Oder gar nach Amerika. Der Flug soll sich lohnen, hoffentlich gehts tatsächlich nach Amerika. Ich wollte den guten Onkel eigentlich schon seit langer Zeit besuchen, grinst Kurt grimmig in sich hinein. Ich habe noch eine kleine Rechnung mit ihm, von geringer Bedeutung für den Onkel, aber unheimlich wichtig für mich. Denn wenn der gute Onkel nicht gewesen wäre, dann würde Vater noch leben und Mutter, der kleine Jürgen — 21 Jahre würde er jetzt schon sein, der Kleine — und die Luise, alle würden sie noch leben. Denn warum sind sie tot? Sie waren aus dem Sudetenlande geflüchtet, haben den Eichenhof verlassen, der immer allen und allem Schutz und Burg war, und sind auf die Straßen gezogen, die voll waren von anderen gehetzten Menschen und Tieren, Kanonen und Kühen. Und dann sind sie nach Dresden gekommen, und weil er das schöne Dresden, das für die Russen schon eine reife Frucht war, nicht unbeschädigt in deren Hände fallen lassen wollte, hat der gute Onkel den Phosphor nur so in den Menschen- und Leiberknäuel hineingeschüttet. So hat er dann Dresden in Asche gelegt und gleichzeitig Vater und Mutter und den kleinen Jürgen und die fesche Luise und noch viele andere Väter und Mütter und kleine Jürgens und fesche Luisen. Das ist eine kleine Rechnung, lieber Onkel, für Dich, aber eine ganz große für mich. Der Rest interessiert mich nicht, nicht deine guten Absichten und nicht dein christlicher Glaube und nicht deine heißgeliebte Freiheit, nichts — nur Jürgen und Luise und der Eichenhof.

Schwamm drüber, wer weiß, ob wir überhaupt dahin kommen, der Kurs ist jetzt süd-west-west ... Rio de Janeiro? Dort wo die Palmen blühen, oder sind es Zitronen? Genau war die Auskunft, die mir der Geschwaderkommissar gab, genau mit Angabe des Ortes, wo der Phosphor sie

traf. Und ein anständiges Grab haben sie wenigstens bekommen, das wurde vom Foto bewiesen. „Es hat keinen Sinn, lieber Genosse Kurt, sich zu sehr an diese vergangenen Dinge zu heften, es sei denn, um sich ständig der kommenden Rache zu entsinnen“, hatte der Kommissar zu seiner bitteren Mitteilung über die Eltern gesagt. Ganz wohl war es Kurt bei diesem Kommissar nie, aber Tatsachen und Bilder können nicht lügen. Daß der Alte tatsächlich noch sein Ende in Dresden finden mußte, der doch nie die Sachsen leiden konnte und den Bauern vom Lindenhof nie gegrüßt hatte, nur weil er ein Sachse war. Keine Sorge, Alter, der Kurt wird dich rächen und deinen schönen Eichenhof. Es war der schönste Hof des ganzen Landes, unser Eichenhof, und der Alte war der stolzeste Bauer der ganzen Gegend. Als Kurt sich zur Waffen-SS melden wollte, da hatte der alte Bauer gesagt: „Richtig. Du kommst vom Eichenhof und sollst die großen Haufen meiden. Mach nur.“ Das war alles gewesen, denn er war wortkarg. Als Kurt zum Bahnhof, zwanzig Kilometer weit, gebracht werden sollte, hatte Vater gesagt: „Das Weibervolk bleibt zu Hause, sonst gibts nur Weinen, und das ziemt keinem Soldaten. Der Bauer bringt Kurt selber weg.“ Wenn der Vater von sich selber als vom „Bauern“ sprach, dann wußte jeder, daß es ein feierlicher Moment war. Am Zuge hatte der Vater seine Rechte auf Kurt's Schulter gelegt und gesagt: „Viel Feinde, mein Junge, viel Ehr'. Spiele nie und zahle nie für deine Liebe. Kehrst du nicht zurück, mach dir keine Sorgen, fünfundzwanzig Eichen werden auf dem Eichenhof heut von mir gepflanzt und noch in hundert Jahren von dir künden, vom ältesten Sohn des Eichenhofs. Vergiß uns und die Erde, die uns und dir gehört, nie“. Dann biß er sich einen Augenblick auf die Unterlippe,

schob das Kinn vor, sagte noch einmal ganz leise „Nie“, drehte sich kurz um und ging davon, zurück zu den Pferden und dem Wagen. Umgedreht hatte er sich nicht mehr. Das war das Letzte, was Kurt vom Vater gesehen hatte. Er war dann noch oft zurückgekommen, der Vater, nachts im Traum oder im Halbschlaf. Vor allem in der Nacht vor dem Tage, an dem Kurt den neuen Eid auf den roten Kriegsherrn leistete. Da hatte er lange vor ihm gestanden und hatte Kurt durchdringend angestarrt, daß er unruhig wurde. „Der Bauer sagt, es ist nicht richtig ... nicht richtig!“ Kurt konnte nicht glauben, daß es sein Vater war, nach Dresden und allem anderen Geschehen. Er sagte sich, daß seine eigene Feigheit sich in der Gestalt des Vaters getarnt hatte. Was ist nicht richtig? Ist es vielleicht richtig, daß die Amerikaner und der Rest ihrer Bande die Leute verrückt gemacht hatten, um sie nachher mit Phosphor zu ermorden oder sie gar zu den Russen zurückzujagen? Richtig war, was er mit eigenen Augen auf Bildern und in Schriftstücken gesehen hatte, und wie könnte es die starken Russen interessieren, für ihn, den winzigen Kurt Weilich, etwas zu fälschen? Ja, aber der Vater hatte jenes „nicht richtig“ anders gemeint, als er es jetzt in seinen Fragen verwendete, ein anderes „richtig“ und „nicht-richtig“, eins, das direkt aus der Erde kommt und von Gut und Böse nicht lange zu sprechen braucht, eben nur ganz kurz „nicht richtig“ oder „richtig“ sagen kann. Aber was sollte nicht richtig gewesen sein, das er getan hatte, was konnte daran falsch sein? Hatte nicht auch sein Vater immer gesagt: „Der Mann, dem man ein Unrecht antut, soll es nie vergessen. Verzeihen darf er, vergessen nie.“ Und was hatte er, Kurt, zu verzeihen. Wem denn, in Gottes Namen ...?

„Berta an alle, Steighöhe K von Karl, K von Karl. Berta an alle“. Auf gehts, K das liegt also noch über 28, mal sehen, was der Vogel dazu sagt. Wo können sie sich jetzt wohl befinden, über welchem Lande, weit kann es nicht mehr sein, denn das Sammeln hat lange gedauert. Auf die Richtung zu schließen hat noch keinen Sinn, denn gleich kann ein Befehl zum vollkommenen Kurswechsel kommen und es geht vielleicht in entgegengesetzter Richtung weiter, es werden ja so viele Mätzchen gedreht. Alles wegen der Geheimhaltung, als ob wir das jetzt noch brauchen, wo wir doch eine Funkverbindung haben, die nicht abgehört werden kann. Tolle Sache, diese Funkverbindung, daß man die Strahlen jetzt so weit oder so kurz senden kann, daß sie nur das Geschwader, wenn nötig sogar nur eine Gruppe erreichen. Das haben die anderen bestimmt nicht, denn sie haben in ihrem Dünkel gar nicht soviele Könner aus Deutschland geholt, die ja allen anderen weit voraus waren und sind.

Es geht noch immer höher. Diese verfluchten Sauerstoffgeräte! Junge, da war die Luft auf dem Eichenhof anders. Wie weit liegt er jetzt schon weg, wieviele Jahre und wieviel Sehnen und Verlangen haben ihn umnebelt? Warum muß ich gerade jetzt so stark an ihn denken, wo ich doch immer höher in den Himmel hineinfliege? Himmel? Eine Hölle ist das in dieser Höhe. Wie gut es roch auf dem Eichenhof, wenn das Heu eingefahren wurde. Auf den Eichenhof gehöre ich hin, und statt dessen sitze ich in diesem fremdem Vogel auf einer Reise, deren Ziel ich nicht einmal kenne. Aber ich komme zurück und werde dann den Eichenhof haben, und alles wird wieder werden wie früher. Mehr werde ich nicht verlangen, aber den Eichenhof will ich zurückhaben, das soll mein Lohn sein für meinen Dienst an Frieden und

Menschheit ... Ob der Hof noch steht? Er hätte sich auch danach erkundigen können, der Kommissar hätte ihm bestimmt auch diese Auskunft besorgt. Aber er hat ja nie so stark an den Hof gedacht wie gerade jetzt, wo er der Stratosphäre zufliegt und der Hof und die Erde, Dresden und Heugeruch immer weiter zurückbleiben. Die Eichen stehen vor seinem Auge, auch die fünfundzwanzig, die der Bauer am Tage seiner ersten Frontreise gepflanzt hatte. Sie sind noch ganz jung, die fünfundzwanzig, er kann deutlich ihre ranken Leiber unterscheiden, wie sie sich sehnsüchtig in die Höhe recken, wo die Älteren im breiten Schatten ihrer Blätter gutmütig lachen über soviel jugendliches Ungestüm. Es ist nun auch auf dem Eichenhof Frühling, alles ist im Wachsen, und über allem liegt der Duft saftiger Fruchtbarkeit. „Man kann es wachsen hören, wenn man dazu das Ohr hat", sagte der Vater immer, wenn er zufrieden mit seinem Knotenstock über die Felder ging und in stundenlanger Betrachtung des heranreifenden Reichtums noch wortkarger wurde, aber mit verklärtem Gesicht auf den Hof zurückkam und abends, nach dem Essen, vor den Kindern und allen Knechten und Mägden alte Geschichten vom Eichenhof erzählte.

Es ist jetzt Frühjahr auf dem Eichenhof, und die Eichen knospen vor wildem Begehren nach dem Leben. Spürt nicht auch er das jetzt in seinem Blute, muß er das nicht immer spüren, denn hatte ihn dieses Spüren nicht eigentlich dorthin getrieben, wo er damals Leben und Gebären so rein geborgen wußte wie die Eichen in der Erde? Dort wurde doch die Sprache gesprochen, die er der Erde und dem Wasser, den duftenden Kornähren und seinem eigenen jungen Blut abgelauscht hatte. Das war doch keine Politik, wenn sie auch immer politische Soldaten

genannt wurden, das war doch helles, klares Leben, nach Gesetzen, deren Strenge die Natur selber vorlebte. Da wurde doch vom Vorrecht, sich opfern zu dürfen, und vom heiligen Zwange des Beispiels gesprochen, von der schweren Last des Auserkorenseins und der eigenen Nichtigkeit, von der Demut des Herrschens und der ewigen Geborgenheit im eigenen Blut. Wie habe ich das alles so leicht vergessen können! Oder war es nicht Vergessen, sondern Nicht-daran-denken-wollen? Und warum sehe ich plötzlich wieder den Bauern zwischen den Eichen zum Vorschein kommen mit seinem ernsten verschlossenen Gesicht: „Es ist nicht richtig, Kurt.“ Was ist denn nicht richtig, sag es mir doch. Ist es nicht richtig, daß ich in diesem Flugzeug sitze, oder daß ich überhaupt noch lebe? Ja, ich weiß schon, ich weiß es schon länger, mit mir wird ein Spiel gespielt, mit uns allen, wir sind nur Werkzeuge von denen, die uns ja auch hassen. Ich weiß es ... und ich weiß auch, daß im Umschlag des Befehles null-drei-null das Geheimnis steckt. Ich fühle es auf meiner Brust brennen, wie das Verlangen nach dem Eichenhof. Ich möchte jetzt das Geheimnis durchbohren, das Siegel aufbrechen. Aber was wird mein Nebenmann dann tun? Oder vielleicht möchte er es auch wissen. Und wenn er einer von denen ist, die meinen, wir spielten selbst und wären nicht das Objekt des Spieles?

Ob ich dem zweiten Piloten trauen kann? Denn ich weiß es jetzt sicher, ich weiß es jetzt von meinem Alten und vom Eichenhof, und keiner von den beiden kann lügen: da im Umschlag ist das Geheimnis, das mir verraten wird, warum der Vater immer sagt „es ist nicht richtig“, warum ich es ihn auch jetzt noch sagen höre. Ob ich dem zweiten trauen kann? Was ist eigentlich Vertrauen? Eine Fiktion mehr, ein Wahnbild wie alle moralischen Sonder-

oder Dauerzustände. Wann kann ein Mann Vertrauen haben, zu wem? Zu sich selber? Nur zu allem, woran man nicht zu zweifeln braucht, und das ist wenig, das ist der Vater und der Eichenhof, das bin ich selber nicht einmal. Vertrauen zu einer Idee, vielleicht, und zu einem Hunde auch. Zum Kommodore? Ja! Oder nicht, doch nicht? Warum ließ er heute nacht den Kommissar sprechen, warum sprach er nicht selber, denn der Kommissar bleibt daheim, siebzig Meter unter der Erde und der Kommodore fliegt doch mit uns und steckt genau so im Dreck wie wir. Ob der Kommodore auch glaubt, selber zu spielen, ob er weiß, daß auch mit ihm nur gespielt wird? Wer kann das sagen, ob wir mehr selber spielen oder weniger ausgespielt werden als unsere Brüder, die jetzt die Uniform des Westens tragen. Es ist also doch richtig. Wie oft haben wir es nicht gelesen in allen den Zeitungen des Westens und gehört in ihrer „Stimme der Freiheit“, die jeden Tag im Äther auf immer dieselbe Weise lärmt. Die Russen müssen sich doch stark fühlen, daß sie uns alles haben lesen und hören lassen, was wir wollten. Wie oft haben wir nicht gelacht über den „Eisernen Vorhang in der Nachrichten- und Pressepolitik“, worüber die Herren sich hinter den Mikrofonen aufbliesen, und wir oft den Text ihrer Empörung mitlesen konnten, weil ein russischer Dienst ihn früher in die Hand bekam und durchgeben konnte als der Sprecher hinter dem alliierten Mikrofon. Alles Lug und Trug. Und was haben wir uns geärgert über die plumpe, salzlose Propaganda, wie sie von den westlichen Machthabern getrieben wurde, als ob das deutsche Volk eine Herde von Analphabeten und nassen Säcken wäre. Uns gaben die Russen freien Zugang zur feindlichen Propaganda, aber die im Westen werden es bei sich bestimmt nicht tun.

„Berta an alle, Achtung, zweite Gruppe Manöver 14. Kurs 3 ab drei Uhr einundzwanzig, Achtung ich wiederhole Berta ...“ Kurs drei, da gibt es keinen Zweifel mehr, es wird Ernst. Wir fliegen bestimmt auf Amerika. Und dann? Dann werden die Bomben nach unten sausen und die Nacht in der Glut der Explosionen zu einem Tage der Vernichtung und des Todes machen. Dann werden die Hamburger, Berliner und Rheinischen Nächte wie ein Kinderspiel erscheinen, und es wird vieles gerächt werden. Ja auch der Vater und die Mutter und der Eichenhof und Jürgen und Luise. Und dann? Was: und dann! Dann sind wir die Sieger. Wir? Ja, wir. Verflucht, der null-drei-null-Befehl ... warum traue ich dem zweiten Piloten nicht? Warum hat man mich gelehrt, niemandem zu trauen, nur der Idee, keinem Menschen? Hat man mich das gelehrt? Was alles hat man mich gelehrt, und habe ich es auch gelernt? Was sagte der Vater auch immer vom Osten und seiner Seele? Daß sie undurchdringlich sei und eine Meisterin der Verschleierung. Das sagte er, der in seinen Ahnen schon seit Jahrhunderten auf der Grenze zwischen West und Ost gekämpft und gelebt hatte, ein Wehrbauer, wie wir es alle zu werden träumten — zum Schutze unseres heiligen Reiches und als Burg des Westens. Jenes Westens, der uns gemordet und ausgestoßen hat, uns zu den ewigen Parias der Welt und ihrer Geschichte machen wollte. — Unter uns muß jetzt schon seit langer Zeit der Atlantik liegen, denn wir sind doch den alten Weg geflogen. Ob der Feind wirklich nichts von unserem Kommen weiß, ob wir wirklich wie ein Dieb in der Nacht in sein Haus hineinschleichen werden und mit diesem einen Angriff den Lauf der Geschichte wenigstens für dieses Jahrhundert wenden? Denn das hat der Russe uns geboten, diese Möglichkeit bieten die anderen uns nicht,

nur eine laue Möglichkeit oder Verteidigung, damit sie Zeit haben, sich der Gefahr zu entziehen. Beim ersten Morgengrauen werden wir Antwort auf diese Frage haben, eine Antwort, die vielleicht über Weitervegetieren, endliches Leben oder endgültiges Sterben unseres Volkes entscheiden wird. Vielleicht läßt der Russe Europa, das müde, morsche Europa liegen, weil es ihm doch in den Schoß fallen wird. Europas Verteidigung wird von anderen Kontinenten aus geführt werden, selber ist es zu müde, so müde daß es uns, seine Letzte Garde, nicht gewollt und ausgestoßen hat. Andere werden jetzt den Krieg kennen lernen, den sie immer so gerne entfacht haben, weil sie sich sicher fühlten hinter der Entfernung und hinter großen oder kleinen Weltmeeren. Aber uns sind die Weltmeere zu armseligen Bächlein geworden, uns, die wir mit tausenden Kilometern Geschwindigkeit den Tod zum Feinde tragen.

Und dann?...

*

„Zweite Gruppe fliegt nach Befehl 28. Dritte Gruppe nach Befehl 19 .... Erste Gruppe wartet im Planquadrat G Z Q, steigt um fünf Einheiten, steigt um fünf Einheiten.“ Der Fall liegt klar, wir warten hier über der Ostküste, und die zweite und dritte Gruppe fliegen weiter nach dem Westen oder Mittelwesten. Dann setzen wir gleichzeitig zum Angriff an. Also für uns noch wenigstens eine halbe Stunde Karusselfahren im Planquadrat. Wenn das bloß gut geht ... Ruhig bleiben, Nerven nicht verlieren.

„Berta an alle. Befehl null-drei-null, vom ersten Piloten sofort zu öffnen im Falle einer Maschinenunklarheit, ich wiederhole: Befehl null drei null ...“

Das macht mich verrückt, was heißt „im Falle einer Maschinenunklarheit den Umschlag zu öffnen!“ Steckt da vielleicht ein Taschentuch drin, mit dem wir uns herunterfallen lassen sollen? Wir wissen ja, daß wir keine Fallschirme haben und nur mit dem Vogel zurück ins Leben können, was soll da der Umschlag? Klar, was der Umschlag soll ... zum Teufel soll er uns jagen, ein ganz schöner Zünder wird der Umschlag sein und der Befehl null-drei-null ein Todesbefehl. Damit weder unsere Knochen noch etwas vom Vogel dem Feind in die Hände fällt. Glauben die wirklich, wir seien so doof, daß wir das jetzt nicht verstünden? Und könnten die uns jetzt noch nicht sagen, was los ist ... jetzt noch nicht ... wo wir doch dem Nichts gegenüberstehen in jeder Stunde? Warum reden sie jetzt nicht von unserem schönen, geliebten heiligen und sonstigen Deutschland? „Es ist nicht richtig“. Ach, bist du wieder da, du Bauer vom Eichenhof und bringst den Hof mit. „Es ist nicht richtig“, das hast du auch mal gesagt von einem Bauern, der einen Meineid geschworen hatte, und vom Notar Herzig, der sich den Tschechen verkaufte, weil die deutschen Bauern ihn nicht wollten. Das hast du auch gesagt in deinen Briefen von den Goldfasanen in der Ukraine. Und jetzt sagst du das von mir? Warum denn, Vater, warum? Ich habe mich nicht dem Osten verkauft, ich habe mich dem Osten hingegeben, weil der Westen uns alle kaufen will. Ich muß dich doch rächen und den Hof, wo jetzt Frühling ist. Warum starrst du mich so an ... ich kann doch nicht mehr zurück, was soll ich denn? In noch keiner Viertelstunde werden wir alle herab zur Erde stürzen, den Tod aus unseren Schächten fallen lassen und versuchen, unser Leben zu retten. Was sagst du, ich soll die da unten warnen? Ich kann das doch nicht,

denn ich traue noch nicht einmal dem zweiten Piloten, wie kann ich denn die Fremden da unten warnen? Ich müßte sie warnen, weil sie unseresgleichen sind? ... Die ... unseresgleichen ... Die alles getan haben, um uns zu vertilgen wie Ungeziefer? Müssen wir denn immer wieder uns selber aufgeben, unser ganzes Volk aufgehen und in diesem Aufgeben immer wieder dienen, dienen, dienen ...? Ich will nicht mehr dienen, wir sollen herrschen, herrschen über die Faulen und Morschen, die Protzigen und Feigen ... „Es ist nicht richtig.“ Vater es ist schrecklich, was du willst ... denn wenn ich das tue, kann dieser Schlag mißlingen, und wenn dieser Schlag mißlingt, kann alles mißlingen. Ist das richtig? Soll den anderen das Schlimmste, das sie uns taten, erspart bleiben, den anderen und ihrer Welt? Haben wir nicht schon genug Blut und Leben hergegeben, um ihre Welt zu verteidigen und zu schützen? Und haben sie dann nicht noch obendrein uns das letzte Blut ausgesogen in ihrem gierigen Siegesrausch? Und die soll ich warnen, damit der beste Verteidigungsapparat der Welt unseren Schlag parieren kann und unserer rächenden Lanze die Spitze abbricht? Und was werden wir davon haben, daß deren Welt erhalten bleibt? Daß wir den Westen nicht verraten? Welchen Westen? Den der schlafenden Goldhyänen da unter mir? Wo ist denn unser Westen ... wo ... wo ...? Du sagst, unser Westen sei überall dort, wo wir uns des Ostens erwehrten... Du sagst mir, ich solle um meiner Bindung an jene Elite willen, der ich einmal angehörte, so handeln und nicht anders? Aber haben die da unten diese Elite denn nicht geschlagen, gefoltert und gebrannt, schlagen und foltern und brennen sie denn nicht noch täglich, stündlich diese Elite des harten Wollens, der grausamen

Selbstlosigkeit und der weißgebrannten Gedankenreinheit?

Jch müsse, sagst du mir, aus den Jahrhunderten käme mir dieser Befehl, aus meinem, aus deinem Blut, das gereinigt wurde in Generationen von Bauern-Soldaten, die dem Osten wehrten? Ich müsse? ...

Wohlan denn Vater, dein Wille geschehe, ich bin nur mehr Werkzeug in deiner Hand, ein Werkzeug unseres Instinktes, ein willenloses Opfer unserer geschichtlichen Bestimmung ...

*

Kurt Weilich schoß mit hoher Geschwindigkeit aus dem Verband heraus und stürzte der Erde zu. In einigen Minuten war das künstlich und mit Sorgfalt errichtete Gebäude einer „neuen“ Weltanschauung wie ein ärmliches Kartenhaus auseinandergefallen unter dem fragenden Blicke seines Vaters, der flüsternden Stimme seines Blutes, und wie ein Brandmal spürte er in seinem Herzen das Bild der Eiche, der zeitlosen Treue.

Sein Wollen war vergeblich, denn die präzisen Greifarme der modernen Technik hatten auch diesen Fall vorgesehen, und es war nur ein feiner Staub, der wenig später der Erde zuwirbelte.

Weit entfernt aber stöhnte die grollende Erde und ihr Leib zerbarst in der Glut eines ungeheuren Flammenmeeres.

Und in die Stille schaurigen Entsetzens
steigt langsam meiner Fabel schweres Wort —
mit Blut geschrieben — aus der Erde,
in der die freien, ungebeugten Ketzer ruhn:

Und sie zogen aus in das Wagnis eines neuen gefährlichen Lebens. Es waren sieben mal sieben mal sieben Tausend Gezeichnete. Sie kamen von den Geschlechtern, die im Schatten der ewig rauschenden Wälder des hohen Nordens, in den Poldern der fetten niederen Lande, auf den stürzenden Wogenfeldern harter Meere nach dem Worte eines weisen und gestrengen Gottes im Schweiße ihres Angesichts um Leben und Brot rangen. Und es erfüllten sich die stillen Dörfer, es stöhnten die großen bleichen Städte von ihrem Ruf und Freudengeschrei. Die Gräber öffneten sich unter dem Dröhnen ihres entschlossenen Schrittes, und die hunderttausend Geister tapferer Väter marschierten mit in einem bunten Farbwerk von einheitlicher Unterschiedlichkeit. Da erstand Willem van Oranje, ihm zu Seiten Marnix van Sint Aldegonde, Egmont und Hoorn, de Ruyter und Piet Hein, Jakob van Artevelde hatte die tapfersten der tapferen Flamen um sich geschart, und wenn Breydel und de Koninck lachten, tanzten die großen tönernen Bierkrüge auf den Tischen. Gustav Adolf und Wallenstein, Grotius und Bismarck, Ulrich von Hutten und die eisernen Fürsten von Bourgogne — sie alle führten ihre Soldaten und Gedanken erneut in die Schlacht, die bevorstand und die Entscheidung fällen wollte über Sinn und Gültigkeit ihres Lebens, ihres Denkens und ihres Kampfes.

So zogen die sieben mal sieben mal sieben Tausend von der Vorsehung Gezeichneten aus, in den Herzen die stille Freu-

de, in den Köpfen die herrlichen Traumbilder der Zukunft, im Antlitz eine grimmige Entschlossenheit. Wo immer sie singend am Horizont erschienen, verebbten die Wellen des Neides, des Giftes und des Hasses. Erst wenn sie die Weite des Weges, auf dem sie vorandrangen, der Sicht entzogen hatte, erhoben die Toren ihre Strohköpfe und fielen mit geifernden Mäulern über die Zurückgebliebenen her. Die ihres Weges zogen, der Zukunft und einem neuen Leben entgegen, wußten nicht um Haß und Neid, denn ihrer waren Kampf und Tod, Sieg und Blut. Sie zogen ohne Hort und Rast, denn die Stunde drängte, und sie kannten die Gefahr. Am Ende ihrer großen Straße lag vor ihren Augen die erhabene Weite uralten Ruhms, Sieg und Tod standen ineins und ersehnten ihre Ankunft und Bereitwilligkeit.

Die sieben mal sieben mal sieben Tausend Gezeichneten traten an zum Kampf. In der seltsamen Stille vor ihrem Sturm hörten sie den Flügelschlag riesiger Todesvögel, zitterte ihr Haar unter dem Hauch der Ewigkeit. Sie schlugen den Feind, wo sie ihn fanden, und die Erde färbte sich rot vom Blut der Schlangen und Drachen. Sie stürmten weiter und trieben den Feind unaufhaltsam in den Wind und die Weite des Landes. Sie wendeten den Kopf nicht denen zu, die in ihren Reihen fielen und von hastigen Händen in ein schütteres Grab gelegt wurden; jene aber, die an den Herden der Heimat geblieben waren, fühlten wie eine heilige Glut ihre Tränen trocknete, und aus ihren Reihen standen abermals sieben mal sieben mal sieben Tausend Gezeichnete auf. Denn der Krieg war gefräßig und der Weg zum Sieg lang und steil. Sie schlugen viele Schlachten, und jeder Sieg ließ sie schwächer werden, vor jeder Schlacht vernahmen sie deutlicher den aufrauschenden Flügelschlag der großen Todesvögel in den Lüften, und der Hauch der Ewigkeit wuchs an zu ei-

nem Wind. Und der Wind wurde Sturm, der Erde und Gebeine aufwirbelte, daß der Himmel sich verdunkelte und die Sonne erlosch. Ein fahler Mond, von blutigen Wolkenfetzen umrahmt, thronte als einsamer Zeuge über ihrem Kämpfen und Sterben. Und keine dienenden Hände schaufelten ihren Toten noch ein hastiges Grab. Langbeinige Steppenhunde umkreisten die toten Leiber, und aus den nächtlichen Himmeln stießen Aasgeier auf sie herab. Selbst der kalte Tod wandte sein Antlitz ab und würgte an dem Grauen. Lang währte der Kampf in den bleichen Mondnächten, verzehrt von Hunger und Durst hielten die Gezeichneten stand. Die Heere ihrer Feinde wuchsen wie Ungeziefer, und auf den Fahnen, die sie führten, brannten blinde Torheit und wilde Selbstvernichtung. Sie schoben sich über ihre Leichenberge gegen die Gezeichneten vor, von allen Seiten, und es schien keinen Ausweg mehr zu geben.

Im Dunkel der Nacht hatten sich feiler Verrat und flüsternde Feigheit in das Lager der Gezeichneten geschlichen, ein gemeiner tödlicher Verrat. Noch einmal aber hob der Gott der Starken die Hand, und ihre dünn gewordenen Reihen zogen sich eng zusammen. Sie kämpften weiter, härter, wortloser, mit brennenden Augen und ausgebrannten Seelen, und ihr Sterben fand kein Ende mehr. Über die Dächer ihrer Heimat ritt der Teufel und zog eine satanische Spur von Asche, Phosphor und Schwefel hinter sich her. Und keiner wußte den Ort, wo des Teufels Phosphor sein Liebstes verbrannt hatte. Sie kämpften weiter, allesamt, und wehrten sich mit nackten Fäusten gegen Eisen und Stahl.

Da geschah, daß des Tempels Vorhang schrill zerriß, und der Tod das Herz ihres Kämpfens und Wollens stille stehen ließ. Schwer und erstickend wie eine unheilträch-

tige Gewitterwolke breitete sich die Verwirrung über ihre Seelen. Und sie gingen starren Schritts in die dunkle Leere, um das Weinen ihrer Herzen und das Stöhnen ihrer Dörfer und Städte nicht zu hören. Aber die meisten gingen starren Schritts in die leere Dunkelheit, weil ihnen Leben Licht war, und weil dem Leben nun das Licht genommen wurde.

*

Als der Holunder auf den brandigen Feldern der Ruinen scheue Knospen trieb, brach die Zeit der großen Prüfung über die Gezeichneten herein. Haufen Volks mit verzerrtem Gesicht riß ihnen johlend die Gewänder von den Leibern, auf denen die Narben eines großen Krieges brannten. Erzbischöfe spuckten ihnen ins Gesicht, und die Frauen der Patrizier kreischten sich die sanften Kehlen heiser. Als der Hohn der Hirnlosen müde und der Haß der Lüsternen matt wurde, kamen die Sklaven zahnloser Politiker und fetter Zeitungsbarone und führten die Gezeichneten hinweg.

Aber noch in derselben Nacht, da sie in den feuchten Kellern aneinandergedrängt sich ihres unsterblichen Glaubens versicherten, jeder für sich in der Tiefe des Herzens, wurden von unsichtbaren Händen die Tore ihrer Gefängnisse aufgerissen, und sie wurden blitzhaft emporgetragen auf den Gipfel eines gewaltigen Berges, von dem ihr Blick auf die Welt und alle ihre schimmernden Reichtümer fiel, die unter ihnen ausgebreitet waren. Die wohlvertraute Stimme eines Bruders aus dem Kämpfen und Siegen, Leiden und Sterben drang an ihr Ohr. Und sie wandten den Kopf und suchten die Stimme und meinten, sie käme aus den Wolken über ihnen. Aber als die Stimme zu sprechen anhub und unter ihren Füßen der Berg dröhnte, wußten sie, daß sie aus der Erde kam, aus

dem schweren Leib der Erde. Und die Stimme sprach: „Seht, Freunde, zu euren Füßen liegt die Erde mit all ihren Schätzen. Sie ist gut, die Erde, und ihre Schätze sind echt und greifbar. Sie ist mächtig, die Erde, aber noch mächtiger sind ihre Reichtümer, denn sie haben euch besiegt. Wer sich ihnen verschreibt, wird von goldenen Mauern geschützt, und die Gewänder, schwer von Edelstein, bewahren ihn vor jeder Entblößung. Der zu euch spricht, war wie ihr ein Gezeichneter, ihm aber ist in den Gewittern der Unheilsnächte eine neue Klarheit geworden, er sah ein neues Stück Horizont im Lichte der Blitze. Ist das Chamäleon etwa weniger eine Freude Gottes, weil es seine Farbe, oder das Frettchen, weil es seinen Gang ändert? Wohlan denn, meine Brüder, schwört dem schweren Glauben ab, laßt jeglichen Glauben den Toren und nehmt den federleichten Unglauben in eure Herzen auf. So entlastet und entladen laßt uns die Hände reichen zum Freudentanz um das Goldene Kalb. Zögert nicht — in den großen Gerichtssälen der Welt, in den stillen Beichtstühlen menschlicher Feigheit und Schwäche, in den nüchternen Büros derer, die euch besiegten, haben so viele eurer Meister dem alten Glauben abgeschworen und ihre Knie wundgekrochen vor den neuen Altären. Zögert auch ihr nicht ... schwört ab — und lebt!“

Da fuhr ein Erzittern in die Reihen der Gezeichneten, und die am äußersten Rande standen, am nächsten dem Leibe der Erde und jener Stimme, die aus ihm rief, wankten einen Augenblick und wurden zaghaft. Es öffnete sich aber der innere Kreis der Gezeichneten und nahm sie in seine Mitte, und ihre Reihen wurden eng und hart gegen die Versuchung. Von denen aber, die der goldenen Pracht erlegen und hinuntergestürzt waren, gellte das

Lachen aus der Tiefe zu ihnen herauf, die, schneller als sie gekommen waren, nun zurückgestoßen wurden in die Feuchtigkeit ihrer dunklen Gefängnisse.

*

Kaum graute der Morgen des nächsten Tages, als die Gezeichneten wiederum auf den Marktplatz getrieben wurden. Die schweren Ketten an ihren Füßen rasselten und gaben ihnen ein gespenstisches Ansehen. Mitten durch die johlende Menge der Dirnen, deren Verwesungsgeruch gleich einer Wolke über dem Markte hing, gingen sie ihren Weg. Und die Dirnen waren zahlreich und spreizten ihre Widerlichkeit wie ein Königspfau sein Rad. Wo die Dirnen waren, schien die Sonne und ließ ihre Farben grell zucken, daß sie waren wie sieben Schwerter, die das Herz der Jünger durchbohrten. Wo aber die Jünger zogen, lagen die Schatten rundum und stieg der kalte Hauch offener Gräber empor. Zu dieser Stunde geschah es, daß sich allenthalben auf den Marktplätzen, vor bemoosten Domen, zwischen den zierlich geschnitten Hecken alter Barock-Gärten, in den Kasematten jahrhundertealter Forts und den schmutzigen Hinterhöfen verwaschener Mietskasernen die Dirnen versammelten, um im Anblick der Jünger ein geiles Ergötzen zu finden. Und zur selben Stunde geschah es auch, daß sich auf allen diesen Plätzen ein Mann durch die Reihen der Dirnen hindurchwand, auf das Schafott kletterte und das Zeichen suchte, das sie trugen. Und wo er es gefunden hatte, küßte er es und rief: „Dieser ist es!“

Die Bitterkeit würgte mächtig an den Herzen der Gezeichneten, denn auch dieser war einst ein Jünger gewesen, und ihre Blicke wanderten über die tobende Menge zu ihren Füßen. Und sie sahen, umgeben von den am lautesten kreischenden Dirnen, einen anderen, dessen Blick

sie suchte, und sie sahen, daß sein Blick eine Brücke zu ihnen schlug. Aber auch die Dirnen sahen die Brücke, und sie schrien auf den einen ein: „Auch Du gehörst zu ihnen!“ Da schimmerte für die Dauer eines Gedankens die Brücke wie ein Staubkorn im Herbstsonnenstrahl und — stürzte ein. Denn er sagte: „Ich kenne sie nicht!“
Als aber der Abend sich herniedersenkte, entdeckten die Gezeichneten in ihren hintersten Reihen den, der sie verleugnet hatte. Er trug die Ketten wie sie, und seine Augen waren entzündet von den Tränen, die ihnen entströmten. Die Gezeichneten sprachen kein Wort des Vorwurfs, sondern beugten sich über ihn und netzten seine Füße, die er wundgelaufen hatte auf der Suche nach seinen Brüdern, mit Tränen der Freude. Danach aber hob das große Morden an. Diese wurden in die Dunkelheit der Nacht geschleppt und sahen nicht die Hand, die ihnen das Leben stahl. Jene standen unter dem Licht tausender Kerzen in den Prunkgemächern einsamer Schlösser, cremeweiche Frauenhände ließen Sekt über sie perlen und töteten ihre Körper mit hunderttausend feinen Nadelstichen. Anderen sprangen als Richter verkleidete Dirnen und als Dirnen verkleidete Richter an die Kehle und sogen ihnen langsam das Leben aus. Auf den Marmorfliesen der Kathedralen, dem Kopfsteinpflaster der Marktplätze, an den Rinden alter Bäume oder hastiger Pfähle entlang, auf den feinen Geweben kostbarer Teppiche, an den glitzernden Mauern feuchter Keller, in Sandgruben und in Viehställen — überall floß das Blut der Gezeichneten.

Den Dirnen, die sich an dem Blut der Gezeichneten berauschten, erstarrte der Verstand, und ihr Herz zerbarst. Das Blut der Gezeichneten entlaubte die Bäume, daß sie standen wie Mahnzeichen in den grünen Wäldern. Kathedralen stürzten ein, und in den Sandgruben und Stollen

gab es unheimliche Zeichen. Die alten Steine auf den Märkten knirschten und seufzten unter den Füßen der Neugeborenen, wie die Zähne der Gemarterten. Von allen Seiten aber floß das Blut der Gezeichneten zusammen und wuchs an zu einem Strom, der seinen Weg in das Meer der Ewigkeit nahm. An seinen Rändern erblühten die Blumen und sprossen die Pflanzen in einer Pracht, die keines Menschen Auge je erblickt, reicher als flämische Gobelins, grüner als die Gürtel von Smaragd, röter als das Blut der Rubine, blauer als die kristallenen Schalen voller Saphire und weißer auch als die Kronen des Meeres.

*

Und es geschah, daß die müde Hand des Schicksals sieben der Gezeichneten entkommen ließ. Diese brachen auf und zogen über Land und Meer, und die Nächte sahen sie in den Dörfern und Städten. Unter ihren schwarzen Mänteln trugen sie den Schatz eng an der Brust mit sich und trugen ihn in einsame Häuser und sprachen bei dem dünnen Licht einer Kerze die reichen schweren Worte, die sie nie vergessen konnten. In den großen Wäldern, in den Maschinenräumen der Schiffe, in den Minen und auf den Gipfeln der Berge, auf Bauernhöfen und in Kraftwerken, in der Dämmerung der Dschungel und auf der weiten Pampa gaben die Sieben das Wort der Wahrheit weiter. Sie zogen durch die Straßen der Städte und die Labyrinthe der Ungeheuer aus Glas und Beton. Im Sande der Wüsten hinterließen sie ihre Spur, und der Wind verwehte sie nicht. Von den hohen Fjords verkündeten sie die Botschaft ihres Glaubens, und die Wellen trugen sie bis ans Ende der Welt. In dem Land von Eis und Schweigen ward ihr Wort die neue Hoffnung der Einsamen. In Häfen und Klosterhöfen, Bambushütten und Palästen flammte aus ihrem Wort der Glaube auf. Und aus der Zerstörung kam ihre Kraft, denn es muß der Sauerteig

das ganze Brot durchsetzen, damit es Würze habe, wenn der Herr es nimmt und ißt.

Von den Sphinxen unter den Pyramiden nahmen die Sieben die Geduld, aus dem strömenden Saft der Urbäume Indiens das Wissen um die nie versiegende Kraft des Lebens. Sie lernten die Klugheit der Sorglosigkeit von den Vögeln und von den Bibern den Wert der zähen Tätigkeit. Im Antlitz der Berge fanden sie die Runen der Ewigkeit und in den Wohnküchen der Arbeiter die einfache Sprache.

Sie kamen aus ihrer großen Vergangenheit der Kraft und der Herrlichkeit und schreiten voran durch die Tage und Nächte. Wie viel sie auch vertrieben, über Kontinente und Ozeane gehetzt werden, die Sieben, sie können nicht vergehen, vergehen kann nicht ihr Kampf gegen die Hölle, ihr von den Dirnen vergossenes Blut, der Opfergang ihrer jungen verwundeten Leiber für die Freiheit, das Mal der Ehre, dem sie schwuren und die Treue hielten, die in die Höhe weisende Gebärde ihres Grußes und der Glaube an die Ewigkeit des Großen.

Sieben mal sieben mal sieben Tausend haben zum einen, sieben mal sieben mal sieben Tausend haben zum andern Mal ihr Blut gegeben. Sieben Gezeichnete zeugen von dem Blut, und für jeden, dessen Blut vergossen wurde, werden sich sieben Jünger von den Lagern erheben und die Arme recken. Und werden den alten Kampf aufnehmen und werden über die Dirnen kommen und den Sieg aus ihren feuchten, unwürdigen Händen schlagen. Und werden den Sieg an das Zeichen heften und es erheben über eine neue Zeit.

Terminóse de imprimir esta obra en la Imprenta Mercur S. R. L.,
en Buenos Aires, a los 25 días de Julio de 1954.

SLUPS

DIE
JÜNGE
UND
DIE
DIRNE